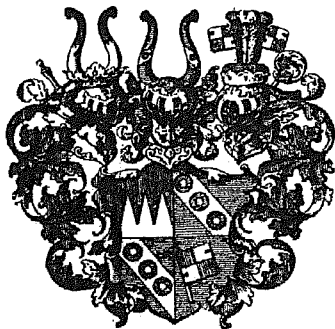


Zwei Rektoratsreden

von

Dr. Carl Hosius
Professor der klassischen Philologie

Im Studienjahr 1930/31



Würzburg
Druck der Universitätsdruckerei H. Stürz A. G.
1930

I.

Unitarismus und Föderalismus im römischen Altertum

Rede

gehalten zur Reichsgründungsfeier
den 18. Januar 1930

Hochansehnliche Festversammlung!

Wieder hat die Universität mit ihren Ehrengästen sich zusammengefunden, um den Tag festlich zu begehen, an dem vor fast 60 Jahren die Kraft des endlich einmal geeinten Deutschlands und der Geist des genialen Baumeisters das neue Reich entstehen ließ. Auf föderalistischer Grundlage ruhte das neue Gebilde, ein Bundesstaat war es, als Ganzes zusammengeschlossen nach außen hin und vertreten durch ein Haupt und eine eigene Regierung, im Innern zerfallend in viele Reiche vom Königreich bis zur Freistadt und sich wieder gliedernd in viele Zehntausende von Gemeinden in Stadt und Land, die mit mehr als 40 Gemeindeordnungen ein großes Stück Eigenleben hatten unter Oberhäup'ern verschiedensten Namens und städtischen Parlamenten ebenfalls mannigfachster Bezeichnung. Ob Bismarck in seinem Herzen dieses föderalistische Prinzip für das Ideal der deutschen Reichsverfassung hielt und wir ihn mit Recht als den Vertreter des bundesstaatlichen Gedankens anrufen oder ob der große Realpolitiker auch hier wieder mit seinem Grundsatz der Politik als der Wissenschaft des Möglichen eben mit den Dingen rechnete wie sie waren und das Rechte für seine Zeit zu finden wußte, bleibe dahingestellt. Sicher wurde es ein Meisterbau; und er strahlte 40 Jahre hindurch in alle Fernen und bot Nahrung und Obdach, Behagen und Luxus denen, die in ihm wohnten, in ihm sich betätigten. Er zeigte sich im hellsten Lichte, als im August 1914 zu seiner Verteidigung alle Stände und Kreise sich zusammenfanden; er hielt aber auch die Probe, als der schwere Krieg so vieles gefährdete, und er blieb als Ganzes und bis in die einzelnen Bundesstaaten hinein bestehen, als die noch schwerere Sturmflut der Revolution und Separatistenbewegung so vieles zerschlug, noch mehr bedrohte, bestehen zur Verwunderung der Welt. Es war um 1923, da klagte ein deutscher Diplomat einem englischen Kollegen, wie es doch so jammervoll schlecht um Deutschland bestellt sei. Da erhielt er die Antwort: „Sagen Sie das nicht. Sie haben das deutsche Reich erhalten, das Größte Ihres Besitzes, und keiner von uns hatte das geglaubt.“

So stand das Ganze und sollte bestehen bleiben. Aber sollte auch fernerhin alles in ihm unverfehrt bleiben, das in seiner Buntscheckigkeit und Vielheit eine reichere Zeit sich gestatten konnte, das eine ärmere schon der Ersparnis

halber zu beschneiden vielleicht die Aufgabe hatte? war es nicht auch gerade im Interesse der inneren Kräftigung vorteilhafter, das Erhaltene stärker zusammenzufassen und größerer Einheitlichkeit zuzustreben? Schlossen sich nicht im Industrieleben die Banken und Fabriken zu großen einheitlichen Gebilden, zu Konzernen und Trusts mit Zentralen und Einzelchefs zusammen? In der Tat gaben kleinere Staaten ihre Sonderexistenz auf und fügten sich zu größeren Gebilden zusammen oder suchten den Anschluß an größere Staaten. Der rheinisch-westfälische Industriebezirk will unter Führung des preußischen Staates am liebsten zu einer einzigen großen Stadtvereinigung gelangen mit kommunaler Rationalisierung. Nur große leistungsfähige Gemeinden sollen bestehen bleiben mit Ausmerzungen oder doch Zurückstellung historischer, aber des Gegenwartwertes entbehrender Kommunen. Und im Reich, da ist es eben das Reich, das mit der ganzen Wucht seiner forderungsreichen Existenz die einzelnen Länder zu nicht viel mehr als Provinzen herabdrücken will, das schon eine deutsche Reichswehr, deutsche Reichseisenbahnen, an deren Schaffung noch Bismarck scheiterte, ein deutsches Finanzsystem geschaffen hat. Hier Unitarismus, hier Föderalismus! so lautet der Ruf der Parteien.

Meine Damen und Herren! Erwarten Sie nicht, daß ich hier Gründe und Gegengründe dieses politischen Gegenspiels vorbringen, ein innerpolitisches Lied, erst recht ein garstig Lied, anstimmen werde. Ich fühle mich dazu nicht berufen, noch bin ich an dieser Stelle dazu geneigt. Aber was ich kraft meines Berufes darf und mag, das ist, als Philologe und damit als Historiker nach Analogien im Geschehen der Zeiten suchen und fragen: Gibt uns die Vergangenheit nicht ein Beispiel von Kampf zwischen Einheits- und Bundesstaat? Wie war der Ausgang, zum Segen oder zum Gluch? Und können wir daraus lernen? Freilich weiß ich, die neue Zeit will vom Historismus nichts wissen, sie streift die geschichtliche Last der Jahrtausende von sich ab und schaut nicht mehr hinter sich, kaum um sich, nur vor sich; sie verzichtet auf Kenntnisse, denn ihr fliegt ohne die Mühe des Erwerbs die Erkenntnis auch so von selbst zu, sei es von oben oder von unten. Aber nicht jede neue Auffassung bedeutet einen Fortschritt, und ich will nach alter Fasson selig werden, und so blättere ich in dem Buch der Geschichte, zumal der alten in sich abgeschlossenen und vollendeten Geschichte, ob sie als Warnerin und Mahnerin die Antwort meinem Verstande gebe auf eine Frage, die mein Herz bewegt. Denn von ihrer richtigen Beantwortung hängt schließlich alles, alles ab.

Die großen Meister der Kultur, die Griechen, hier scheiden sie aus. Staatenbildende, staatenerhaltende Kraft fehlte gerade ihren begabtesten Teilen. Weder der Perserzug des Xerxes noch der Perserzug Alexanders hat in Hellas Einheit und auch nur die Einheit eines Bundesstaates über mehr als eine kurze Spanne Zeit geschaffen. Die verschiedenen Versuche, einen Föderationsbund zu gründen, hatten nur dürftiges Leben. Das Reich Alexanders, durch seine große Persönlichkeit kaum zusammengehalten, zerfiel in die mannigfachen Länder seiner kleineren Nachfolger. Sie könnten uns manches zeigen; doch wozu mit ihnen sich abgeben, da hinter ihnen allen die Gestalt ihrer Bezwingerin und Verschlingerin auftaucht, Rom?

Wenn wir von der ersten Zeit absehen, wo nach der Legende Rom die Männer schlug und die Frauen raubte, die Städte zerstörte und ihre noch lebenden Inassen an die 7 Hügel verpflanzte, treffen wir dann die Stadt an der Spitze einer Wehrgenossenschaft, die zunächst aus den stammverwandten Latinern bestand, bald sich nach Norden und Süden ausbreitete. Die Romulusstadt hatte die Hegemonie und leitete die äußere Politik. Im übrigen aber erhielten die einzelnen Gemeinden sich und ihre innere Verwaltung in ganzer Mannigfaltigkeit. Da gab es civitates foederatae, die auf Grund des Bündnisvertrages zur militärischen Hilfeleistung verpflichtet waren, aber sonst in Verwaltung, Rechtsprechung, in Münzprägung gänzlich sui iuris waren, da gab es neue Kolonien mit römischem oder latinischem Recht, Militärposten auf neugewonnenem Gebiet und zugleich Agrargemeinden auf eigenem, abgabefreiem Boden, die zu neuen Zentren sich auswuchsen, weiter alte Gemeinden mit jedesmal besonders geregelterm Recht, ebenfalls zum Teil mit Selbständigkeit und eigener Verwaltung, mit eigenen selbstgewählten Beamten und Gemeindevertretung, zunächst ohne politische Rechte, dann aber mit immer steigendem Anteil auch am römischen Bürgerrecht, der im Lauf der Zeit für die meisten zum völligen Bürgerrecht, vielleicht mit gewissen Beschränkungen, geführt hat. Es war keine Nationalitäts- sondern eine Militärgenossenschaft, und sie war geschlossen von Rom mit Städten und höchstens kleinen Gruppen von Städten, nicht mit Staaten oder mit Völkern, deren Stammesbünde vielmehr aufgelöst wurden. Allgemeiner Grundsatz war eosdem hostes et amicos habere, also gemeinsame äußere Politik; sonst beruhte in dieser Konföderation städtischer Gemeinden alles auf Verträgen zwischen Rom und den einzelnen Städten, die ihrerseits unter sich nicht zusammenhingen. Das Ganze war ein Bundesstaat, richtiger ein Städtebund, der deutschen Hanse vergleichbar. Roms Einfluß darin

war groß durch sein Oberkommando im Kriege, das zugleich die lateinische Sprache als Heeresprache verbreitete, und durch sein begehrtes Bürgerrecht. Dadurch, daß es freigebig war mit diesem seinem Eigentum, hat es die Bundesgenossen an sich gefesselt, die ihm zum Teil bis zur Selbstaufopferung die Treue gehalten haben, selbst als der große Punier, der Sieger in so vielen Schlachten, loßend und lohnend, aber auch sengend und brennend ihre Treue ins Wanken zu bringen versuchte. Aber nach dem Siege in diesem schwersten seiner Kämpfe änderte Rom sein Verhalten. Es lernte, wie der Imperialismus schmeckt, es eroberte die Welt, auch mit dem Blute seiner Bundesgenossen, und es ließ ihnen von der Ehre des Sieges nichts, von den großen Reichtümern, die jetzt nach Italien flossen, nicht zu viel zukommen. Es wird farger mit der Verleihung des Bürgerrechts und tritt nicht selten die Rechte der Bündler mit Füßen. Es gärt bei diesen, und sie verlangen das gleiche Recht unter starkem Widerstand der störrömischen Oligarchie. C. Gracchus stellt es ihnen in Aussicht und wird erschlagen. Livius Drusus greift es abermals auf und fällt von Mörderhand. Das wird das Signal zum sog. Bundesgenossenkrieg 90/89. Los von Rom ist die Losung, ein neues Reich mit eigener Hauptstadt soll erstehen, eigene Münze ist der Ausdruck eigener Souveränität. Der Kampf wechselnden Ganges endet mit einem Kompromiß. Rom gesteht das Bürgerrecht zu und gewinnt damit den politischen Sieg. Italien, das die Tiberstadt in sich aufgehen lassen wollte, wird ein erweitertes Rom, die Wehrgenossenschaft wird zum Bürgerstaat, die Italici zu Cives Romani. Römische Sprache, römisches Recht, römisches Geld wird auf der in sich befriedeten Halbinsel herrschend; die anderen Sprachen und Kulturen schwinden. Aber nicht zwingt Rom etwa seine Verfassung auf, sondern jede Gemeinde hat wie römisches Vollbürgerrecht so die selbständige Besorgung ihrer Angelegenheiten, ihres Haushaltes, ihrer Rechtsprechung wenigstens in gewissen Grenzen; sie hat ihre selbstgewählten Bürgermeister, ihren Stadtrat von meist 100 Mitgliedern, ihre Volksversammlungen und Volksabstimmungen für städtische Angelegenheiten. Einen Zwang zur Uniformierung hat es nicht gegeben, wenn auch unter dem natürlichen Einfluß der Hegemonie Roms im Westen allmählich eine gewisse Gleichförmigkeit in der Magistratur und den sonstigen Faktoren der Gemeindevverwaltung eintrat und Caesar eine allgemeinere lex municipalis erlassen konnte.

Aber schon hatte Rom auch den Besitz der Welt angetreten. Neben Italien bestand schon und vergrößerte sich stets das Weltreich. Teils auf dem

langsameren Weg über Protektorat und Kontrolle zur Besitzergreifung fortschreitend, teils direkt durch kriegerischen Erfolg, teils durch Erbschaft war Rom zum Herrn der meisten Mittelmeerländer geworden, und das letzte Jahrhundert warf ihm Asien, Gallien, Ägypten in den Schoß. Rom sah sich neuen Aufgaben gegenüber und wurde ein gelehriger Schüler der alten Reiche und ihrer Dynasten. Wieder verhandelte es mit den einzelnen Städten und schloß Verträge je nach ihrem schnelleren Anschluß mit günstigeren oder härteren Bedingungen. Ein Teil bleibt Freistadt, je nachdem auf ewige Zeiten oder auf Widerruf und je nachdem auch mit teilweiser Umgestaltung der alten Verfassung. Sie verzichten auf selbständige Politik, auch auf das Bündnisrecht mit anderen Städten, sonst aber haben sie durchweg das Recht *suis uti legibus*: sie haben eigene Verwaltung, eigenen abgabefreien Besitz, eigenes Gericht über ihre Bürger, eigenes Zoll- und Münzrecht, eigenen Kalender und Jahreszählung. Sie sind frei von der Verpflichtung Garnisonen bei sich zu dulden oder ein römisches Heer in Winterquartier aufzunehmen und sind der Kontrolle des Statthalters nicht unterstellt. Es ist ein geringer Bruchteil, der diese Vorrechte der *civitates liberae et immunes* genießt, in Sizilien ein Siebtel (8 : 56), in Asien ein Dierzehntel (35 : 500), im ganzen etwa 200 im Reich. Ihnen steht gegenüber die große Menge der Untertanenstädte, die von ihrer Hauptpflicht, der Steuerpflicht, den Namen der *civitates stipendiariae* hatten; denn von ihrem ganzen Grund und Boden, der rechtlich als Eigentum des römischen Volkes galt, aber dem alten Besitzer belassen war, zahlten sie eben eine Abgabe in Geld oder Produkten. Diese Zahlung war der Hauptunterschied gegenüber einmal Italien, sodann jenen Freistädten, dies und die Kontrolle des Statthalters. Darüber hinaus aber hatten auch sie vielfach ihre eigene Verwaltung und Verfassung, hatten noch immer ihre Bule oder Gerusia, ihre Ecclesia, ihren Areopag, Archonten, Ephoren und Strategen, Prytanen, Hipparchen, Gymnasiarchen, Logisten, Grammateis, Tamiai und Agaranomoi. Rom rüttelte nicht an lieb gewordenen Institutionen. Landesitte und Gewohnheit behielten noch lange ihr Recht und selbst ein Stück Macht.

An sich hätten die Provinzen zufrieden sein können mit dem neuen Regiment. Bei geordneter und ungestörter Verwaltung konnten sie den Ansprüchen, die nicht größer waren, als wie die früheren Herrscher sie erhoben hatten, durchaus gerecht werden. Aber die Römer, d. h. die römischen Aristokraten, waren nicht nur die Herren der Welt, sie wurden jetzt auch ihre Zöllner, *imperatores* und *portitores*, wie Cicero (*de rep.* 4,7) sagt.

Der neu erstandene Kapitalismus trieb jetzt Raubbau an den Menschen und wirtschaftlichen Werten und Kräften der unterworfenen Provinzen, der praedia populi Romani, wie der Redner sie bezeichnend nannte. Der Amtsadel der Senatoren als Gouverneure, die Ritter als Bankiers und Großkaufleute haben über ein Jahrhundert die Provinzialen gebrandschatzt schlimmer als es die spanischen Konquistadoren in Mexiko, Peru und den andern südamerikanischen Staaten getan haben. Ihrem Brotneid fielen Korinth und Karthago und manche andere blühende Stadt zum Opfer. Verres erpreßte in 3 Jahren 40 Millionen Sesterzen; Quintilius Varus kam arm in das reiche Syrien, um reich aus dem armen zu scheiden; Cäsar wurde in einem Jahr seiner spanischen Statthalterschaft die Schuldenlast los, um deren willen seine Gläubiger ihn nicht hatten von Rom scheiden lassen, 20 Millionen Mart.

Aber derselbe Cäsar leitete als Alleinherrscher die Rettung ein, die dann das Kaiserreich der ersten Jahrhunderte vollendete. Er führte Rom in die Provinzen, die Provinzialen nach Rom. Er gründete dort Städte von römischen Veteranen, Zentren römischen Lebens, er schenkte vielfach das Bürgerrecht an Private und Gemeinden, er nahm umgekehrt die Provinzialen nach Rom und selbst in den Senat auf. Die Zahl der Bürger stieg in den Jahren 70—28 v. Chr. von 450 000 auf 4 Millionen. Augustus übernahm dieses politische Erbe, vorsichtiger und gemäßigter, wie es seiner Natur entsprach, nachdem er die Gefahr, daß die Hauptstadt und ein absolutistisches Regiment im Osten entstehen würde, durch den Sieg von Actium gebannt hatte. So entstand unter ihm und den Nachfolgern das große Weltreich, einheitlich durch den einen Herrscher an seiner Spitze, der seinem ursprünglichen Mitregenten, dem Senat, sofort die militärischen Machtgrundlagen und sehr bald auch den größten Teil der finanziellen abnahm und dadurch, daß er auch seine Ernennung in der Hand hatte, den Streit um die Herrschaft schon im ersten Jahrhundert zu seinen Gunsten entschieden hatte, während ihn noch weniger ein Parlament oder bei der Bedeutungslosigkeit der Volksversammlungen ein Volksentscheid beschränkte. Ihm als bleibendem Kommandeur, nicht mehr den wechselnden Bürgermeistern von Rom, schwuren den Fahnen-eid die Truppen, die jetzt durch lange Dienstzeit eine geschlossene Masse bildeten und in ihrer bunten Zusammensetzung das ganze Land repräsentierten. Einheitlich wurde das Geld; denn Rom war die Börsenzentrale und der Handelsmittelpunkt der Welt, obwohl als produktive Handelsstadt von anderen übertroffen; auch wo einheimische Münze, selbst Prägung

noch gestattet war, galt der römische Denar neben und über der Landesmünze; er ist das Geldstück mit des Kaisers Bild und Überschrift, das die Pharisäer Christus vorweisen, mit ihm zahlt der barmherzige Samaritaner in der Herberge. Ähnlich wurde römisches Maß und Gewicht maßgebend. Einheitlich wurde Kalender und Jahreszählung. In alle Länder drang römisches Recht; denn überall saßen römische Bürger, die nach ihm ihre Geschäfte betrieben und gerichtet wurden. Nicht einheitlich und doch wieder einheitlich war die Religion. Denn der römische Himmel erschloß sich tolerant gegen alle Ankömmlinge polytheistischer Religionen, so sehr daß, wie der Spötter Lucian die alten Götter klagend läßt, der Preis für Ambrosia und Nectar durch den großen Konsum in ihm gewaltig stieg. Ein polytheistischer Synkretismus vereinte den Jupiter und Apollo mit Gottheiten unaussprechlichen Namens und bedenklicher Herkunft aus Osten und Westen, oft in *interpretatio Romana* den Römern zugeführt. Einen Versuch eines Reichsgottes machte Aurelian, aber er war schon längst überholt durch den jüngsten der römischen Kulte, den Kaiserkult. Er vereinigte alle Untertanen in dem Dienst eines vergotteten Herrschers, bei dem sie alle schwuren, dessen Genius sie alle huldigten, dem sie beim Mahle spendeten, alle außer den monotheistischen Juden und Christen, da deren Gott keine fremden Götter neben sich duldet. Auch er hätte im römischen Himmel Unterkunft finden können, wie Hadrian ihm einen Tempel soll haben errichten wollen, wie er in der Hauskapelle des Alexander Severus stand. Daß er Alleinherrschaft forderte, nicht Duldung und Gleichberechtigung, mußte zum Kampfe führen, zu einem Widerstreit zwischen heidnischem Unitarismus und christlichem Separatismus, der später selbst nach Konstantin zu einem neuen Unitarismus sich gestalten sollte und an Stelle eines *imperium Romanum* eine *ecclesia Romana catholica* setzte.

In Rassen war, so sehr auch die Massen durcheinanderquirkten und alle Großstädte eine Mischung aller Völker in Freien und besonders in Sklaven aufwiesen, natürlich noch größte Verschiedenheit. Aber ein wichtigeres Unterscheidungs mittel, damit im Urgrunde zusammenhängend, war die Sprache. Den Westen hatte Rom besonders durch starke Durchsetzung mit Kolonien romanisieren können und hatte die alten Kulturen der Iberer, Kelten, Punier fast völlig beseitigt, den Unterlegenen, wie es Augustin ausdrückt, mit dem Joch der Knechtschaft auch das Joch der Sprache auferlegt. Vor der überlegenen griechischen Kultur versagte seine Kraft. Es entspann sich ein Kampf mit einem Hin- und Herschieben der sprachlichen

Grenzen. Rom rückte vor, als es von seinen Beamten auch im Osten Kenntnis seiner Gesetze und seiner Sprache forderte, und Justinian, der seine Residenz in Ostrom hatte, hat das Corpus iuris noch in weströmischer Sprache schreiben lassen; aber es erlitt auch wieder Rückschläge, und Griechenland gewann Besitz, behauptete ihn auch auf uraltem Boden. Und auch die Nationalsprachen starben nicht ganz aus. Die Familie des Kaisers Septimius Severus sprach besser punisch als Latein, und die Überschrift auf dem Kreuze Christi zeigt das Nebeneinander der hebräischen Landessprache, der griechischen Weltsprache des Ostens und die lateinische Sprache der Regierung, freilich am Anfang dieser Zeit.

Auch jetzt erzwang Rom keine Uniformität, noch rüttelte das Kaisertum zunächst an der inneren Selbständigkeit der Städte. Das Reich blieb eine Föderativvereinigung sich selbst verwaltender Städte, denen die Befriedigung der kommunalen, religiösen und sozialen Bedürfnisse mit ihren finanziellen Sorgen überlassen blieben, die noch immer ihre Beamten, ihre einheimischen Gesetze mit ihrem eigenen Verfahren hatten; und wenn die Bedeutung der Volksversammlung hier immer mehr zusammenschrumpfte, so teilte sie dies Los mit der Reichshauptstadt.

Diese Städte hatten alle Beziehungen zu Rom, zum Kaiser, sie hatten wenig Beziehung zueinander. Sie lagen zwar in Provinzen, aber sie hatten keine gemeinsame Vertretung oder doch nur einen Schatten davon; denn ihre Landtage ohne legislatives Recht, fast ohne finanzielle Mittel traten fast nur zu religiösen Zwecken zusammen, besonders zur Besorgung des Kaiserkults mit Festen und Spielen, und nur in dem Recht, Klagen gegen den Statthalter ungehindert von diesem vor den Herrscher bringen zu können, hatten sie ein nicht unwichtiges politisches Geschenk von dem gegen seine Beamten mißtrauischen Kaisertum erhalten. Aber doch schickte jede Stadt lieber ihren eigenen Gesandten nach Rom, wie auch der Kaiser die Gesetze für die einzelne Stadt erließ, selten für ganze Provinzen. Schon die verschiedene Rechtsstellung der einzelnen Städte erschwerte gemeinsames Handeln wie gemeinsame Behandlung. Auch unter den Insassen gab es noch Unterschiede, bis dann Caracalla im Jahre 212 das Bürgerrecht auf alle Stände mit Ausnahme der niedrigsten Bevölkerungsklasse ausdehnte und damit einen Prozeß abschloß, der Roms inneres Leben aufs nachdrücklichste beeinflusst hatte.

Die Belassung der Selbstverwaltung durch all diese Zeit war eine der großen Klugheiten des Kaiserreichs; sie war zur vollen Auswirkung gekommen durch das noch größere Geschenk des allgemeinen Friedens. L'empire c'est

la paix konnte das Kaisertum der ersten beiden Jahrhunderte ohne Lüge sagen, da Germanen-, Parther- und Dakerkriege das Innere nicht erregten, selbst das böse Dreikaiserjahr 69 nur einen kleinen Teil in Mitleidenschaft zog. Den schlechten Kaisern so fern, daß sie den Donner ihrer Ungnade oder ihrer Willkür meist erst hörten, wenn das Gewitter vorbei war, der guten Regierung Wohltaten in reichem Maße genießend (Tac. hist. IV 74) fanden die Provinzialstädte jetzt die Möglichkeit der Entwicklung, die ihnen früher ihr fast ständiger Kriegszustand und dann die Habsucht und Herrschsucht der römischen Oligarchen versagt hatten. An Stelle dieser egoistischen, genußsüchtigen Paschas war jetzt eine einem höheren rechenschaftsschuldige und daher pflichtbewußte Beamtenerschaft getreten; es war kein äußeres Zeichen, wenn Hadrian die *Disciplina* als neue Göttin auf seine Münzen setzte. Handel und Industrie hoben sich. Auf den gut gepflegten Straßen durchzogen die Karawanen die Länder, auf den piratenfreien Meeren durchpflügten die Galeeren der Kaufherren die Wogen, beide schwer beladen mit den Schätzen des Ostens und Westens, und zeigten die Welt im Zeichen des Weltverkehrs. In die Drususlager am Rhein und an der Lippe liefert der arretinische Großindustrielle Ateius Geschirre aus seiner italischen Fabrik, auf der Saalburg tun die Offiziere des Taunuslagers sich gütlich an Austern aus der See, und Silberbestecke alexandrinischen Ursprungs kommen aus dem Besitz römischer Kommandanten in die Hände germanischer Häuptlinge. Überall schießen Städte auf, nicht nur in der natürlichen Entwicklung aus Dorf oder Tempelbezirk, nein Rom liebte es derartige Kulturzentren zu schaffen, die den Zwecken der Verwaltung besser entgegenkamen als zerstreute Siedelung. Pompeius schon soll 39 Städte gegründet haben, und die Kaiser setzten die Gründungen fort. Viele künden heute noch diesen kaiserlichen Ursprung in ihrem Namen, bis Hadrianopel für lange Zeit die Reihe schließt. In Leptis und Kyrene gräbt Italien, im Land der Wüste die Franzosen die schönsten Städte aus, und wo heute der einsame Kabyle sich und sein dürstendes Kamel mit ein paar Wassertropfen zufriedenstellen muß, sprudelten damals zahlreiche Brunnen in volkreichen Städten. Und alle diese Orte aller Länder zeigten eine Pracht, die auch in den Trümmern immer wieder unsere Verwunderung hervorruft. Tempel, Curien, Basiliken, Theater, Gymnasien, Bibliotheken, Pinakotheken, Thermen, Aquädukte, Bogen und Kolonnaden, die heute einer Großstadt zur Zierde gereichen würden, schmückten auch Kleinstädte wie Pompeji, Zeichen eines opferbereiten Bürgersinns, wie ihn die Welt heute in dieser Ausdehnung nicht

kennt. Denn all diese Schmuckstücke stammten weniger aus den Mitteln städtischer Kassen, als daß sie Privatgaben waren einheimischer Größen. Bürgermeister und Stadträte, nicht nur bereit und verpflichtet ihrer Heimat ihre Amtsdienste unentgeltlich zu widmen, ja für die Ehre ihrer Ernennung noch eine nicht kleine Summe Geldes in die Gemeindefasse zu stiften, wetteiferten miteinander, ihre Städte durch Prunkbauten aller Art zu zieren, die durch Steuern wenig bedrückte Bürgerschaft durch Spiele, Feste, Gastmähler, Illuminationen und Geschenke zu ergötzen, selbst Frauen und Kinder mit Met und Zuckerwerk zu füttern. Hunderte von Inschriften lehren, wie allerorten diese fast pflichtmäßige Freigebigkeit geübt wurde. Millionen haben so einzelne Bürger gespendet, die ganzen Lasten der Einquartierung getragen, die Schulden der Städte getilgt. Es blühten und prangten die Gemeinden unter dem Kaiserregiment.

Aber sie zahlten auch ihrerseits, nicht nur mit Steuern und materiellen Gütern, nein auch mit ideellen Gaben. Rom, das seine geistige Nahrung immer so gern aus weiter Ferne bezog, hat auch in der Kaiserzeit die Größen seiner Kultur zum großen Teil aus den Provinzen, auch abgesehen von Griechenland, kommen lassen. Im ersten Jahrhundert war es Spanien, das ihm die größten und eigenartigsten Geister zuführte, die beiden Seneca, Lucan, Quintilian, Martial, Columella, um nur die wichtigsten zu nennen. Im dritten Jahrhundert war Afrika die stärkste geistige Kraft: Fronton, Salvius Julianus der Jurist, und dann die, welche nun nicht mehr nach Rom übersiedelten wie bis dahin alle Literaten, Apuleius, Cyprian, Arnobius, Tertullian, Lactanz, eine geistige Genossenschaft, die in ihrer geistigen Potenz sich steigerte bis zu einem Augustinus. Der Orient schickte seine großen Juristen: Gaius, Papinian, Ulpian. Aber auch die Verwaltungs- und Regierungskräfte kamen von draußen. Spanischer Herkunft oder doch Abkunft waren, um nur von Kaisern zu reden, Traian, der *optimus princeps*, und Hadrian, später der letzte große Herrscher Theodosius, aus Gallien leitete seine Familie her Antoninus Pius, Afrika nannte Septimius Severus seine Heimat, Illyrien schenkte dem Reich eine ganze Reihe kräftiger Herrschernaturen von Claudius II. bis Diocletian. Rom nahm der Welt so ihre großen Männer, aber hob sie auch zu hohen Ehren, die dann wieder ihrer Heimat gedachten und in Besuchen, Gnadenerweisen, Unterstützungen sich als dankbare Söhne bewiesen. Die ersten Jahrhunderte haben der Welt damals eine Pracht ohnegleichen und vielleicht die beste Verwaltung aller Zeiten geschenkt, und die Untertanen haben es dankbar empfunden. „Ihr

Römer habt die ganze Erde ausgemessen, die Ströme und Brücken verbunden und Berge abgetragen. Die Einöden habt ihr mit Unterkunfthäusern erfüllt und alles milder gemacht und aus der Welt gleichsam eine Familie werden lassen. Die Städte zieren eure Herrschaft, wie ein kostbarer Schmuck den Hals einer reichen Frau. Wie zu einer Festversammlung hat die ganze Welt ihre alte eiserne Last abgelegt und hat sich zu Glanz und allgemeiner Freude gewandt, und während alle anderen Streitigkeiten aufgehört haben, herrscht nur das eine Streben, daß jede Stadt als die schönste und angenehmste erscheine. Sie schimmern im Glanze, und die ganze Welt ist wie ein Garten geschmückt." So singt der Grieche Aristides das *ἑγκώμιον Ῥώμης*. Und der Christ Tertullian, nicht allzu geneigt die Vorzüge heidnischer Kultur anzuerkennen, muß gestehen: „Alles ist zugänglich, alles bekannt, alles voll Tätigkeit. Liebliche Gefilde bringen berückigte Einöden in Vergessenheit, Äcker verdrängen die Wälder, Viehherden die wilden Tiere; Sandwüsten werden bebaut, Klippen erschlossen, Sümpfe entwässert; so viel Städte gibts wie früher nicht Hütten. Überall sind Wohnungen, Menschen, staatliche Bildung, überall Leben. Wir sind eine Last für die Welt, die Elemente genügen kaum mehr, zu eng für die Bedürfnisse; Seuchen und Hungersnot und Kriege und plötzlicher Untergang der Städte sind wirklich als Heilmittel anzunehmen, gewissermaßen ein Beschneiden der zu üppig ausschließenden Menschheit.“

Dieser letzte merkwürdige, um 211 ausgesprochene, fast in einen mörderischen Wunsch ausgehende Gedanke des Kirchenschriftstellers sollte schneller Erhörnung finden, als er dachte, ja das „Heilmittel“ war bereits länger in Wirksamkeit. Seit 162 wütete die aus Osten eingeschleppte Pest, die mindestens 18, vielleicht 27 Jahre das Reich bis zum Rhein verwüstete, Italien zur Einöde machte und im Ganzen die Hälfte der römischen Bevölkerung hinweggerafft haben soll. Ihr folgten zahlreiche andere; der von 250—262 fielen täglich 5000 Menschen zum Opfer. Gleichzeitig mit der ersten war der erste große Markomanneneinfall, und wenn auch vom Kaiser Marc Aurel noch glücklich abgewendet, bildete er doch die Einleitung zu den immer wiederholten Einfällen des dritten Jahrhunderts, die auf immer schwächeren Widerstand stießen. Denn Rom war jetzt für ein Jahrhundert in die Zeit der Soldatenkaiser eingetreten, von denen kaum einer, es sei denn daß er in persische Gefangenschaft geriet, im Bett starb, sonst hingerafft in der Feldschlacht oder vom Stahl der Verschwörer oder der geldgierigen Prätorianer; eine Zeit, wo stellenweise jede Provinz ihren Prätendenten hatte und jede

Thronbesteigung begleitet war vom Massenmord der Gegner, auch von Verwüstung der Städte wie des Landes. Kaiser, denen das Geschick eine Atempause in ihren Kämpfen, sei es mit Germanen und Parthern, sei es mit Gegenkaisern, gestattete, haben zu helfen gesucht; aber es ist fast tragisch anzusehen, wie fast alles, was sie in Sorge für die Untertanen unternahmen, höchstens eine Zeitlang Erleichterung schaffte, um dann erst recht das Verderben heraufzubeschwören. Regelmäßige Steuern und Abgaben hatte die Bürgerschaft getragen; woran sie zugrunde gingen, das waren die außerordentlichen Kontributionen und Konfiskationen, die plötzlichen Lasten für Einquartierung, für den Hof, die Beamten. Unter diesem Druck ging die Kraft und die Pracht und das Eigenleben der Städte zugrunde. Freilich sie selbst hatten zum Teil ihren Niedergang vorbereitet. Jenes System der unentgeltlichen, ja sogar zu Opfern bereiten Magistratur hatte seine Kehrseite. Nicht nur, daß vieles zwar Prunkvolle, aber doch Unnötige entstand und dann der Stadt Kosten für Unterhaltung und Renovierung auferlegte, daß die Bewirtungen und Beschenkungen die Bürgerschaft zu Genußsucht und Arbeitsunlust verführten, bedenklicher war, daß die Städte, weil sie auf Bürger vertraute, die das Defizit deckten, nie ein richtiges Budget aufstellten, nie für Reserven sorgten; daß sie selbst für das Notwendige keine Vorkehrung trafen, und daß um der reichen Stadt Nicomedia einen Feuertimer und eine Feuerwehr zu verschaffen, der Statthalter Plinius eine Korrespondenz mit dem Kaiser Traian beginnen mußte. Es war wenig förderlich, daß die Beamten aus den Reichen ausgewählt, aber nicht aus den Berufenen, ihr Amt schlecht führten. Die gleiche Stadt Nicomedia hatte in ihrer Bauart auf eine Wasserleitung schon drei Millionen Sesterzen verwendet, als man erkannte, daß die Fundamente versagten, und zum Niederreißen gezwungen wurde. So drohten in Nicaea das neue Theater und ein Gymnasium noch nicht vollendet den Einsturz. So überschritt Alexandria Troas die vom Kaiser für eine Wasserleitung bewilligte Summe von 3 Millionen um 4 weitere, ohne fertig zu sein und erfuhr die kaiserliche Ungnade, aber fand doch noch einen Helfer. Denn das war noch in der guten Zeit des zweiten Jahrhunderts. Auch insofern hatte das System seine böse Seite, daß gar mancher Beamte, der sein Vermögen für die Stadt geopfert hatte, aber auch ohne diese Entschuldigung, sich durch Griffe in den Stadtsäckel, durch unrechtmäßige Verwendung der öffentlichen Mittel schadlos zu halten suchte, daß *innocentia* und *abstinentia*, Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, als etwas auffallendes unter den Lobsprüchen der Grabstelle ihre Rolle zu spielen beginnen. Die

Notlage der Städte stieg, als in den bedrängten Zeiten des dritten Jahrhunderts sie ihren Besitz durch Konfiskation verloren, ihre Zölle ans Reich abgeben mußten, als die reichen Mitbürger, ihre Kapitalreserve, ausstarben und keine Nachfolger fanden. Da riefen sie um Hilfe beim Reich, aber sie erkaufte sie durch Einbuße ihrer städtischen Selbstverwaltung und durch Verstärkung der Staatsaufsicht. Die Kontrolle des Statthalters wurde schärfer, auch bei Freistädten. Der Kaiser verbot überflüssige Ausgaben für Feste, er bestellte Aufseher (curatores), angesehenen Leute aus benachbarten Städten, die die Aufsicht über die Finanzen der Stadt erhielten, Einnahmen und Ausgaben in Einklang brachten, die Bauten überwachten; es war oft Hilfe in der Not, aber freilich eine Entmündigung der Städte, der aber in ihrer Hilflosigkeit kaum eine Gemeinde entging. Es war ein Fehler, als man die Bestellung dieser Beamten aus Einwohnern derselben Stadt den Stadtvätern überließ. Denn jetzt stellten sich Verbindungen und Verbindlichkeiten ein, Durchstechereien, Schiebereien unter den Reichen, so daß das zuerst segensreiche Amt zu erhöhtem Druck auf die untere Bevölkerung ausschlug und das vierte Jahrhundert für diese einen eigenen Defensor schaffen mußte, der aber bald dieselben Wege ging.

Die Städte gewöhnten sich daran, um Hilfe nach Rom zu rufen, und hier bildeten sich die großen Büros für die Erledigung derartiger Eingaben mit einheitlichen Normen; es wurde eine Stärkung der Zentralgewalt und ihres bürokratischen Stabes. Nötig für die kaiserliche Regierung sollte dieser Beamtenapparat zum Totengräber werden für die städtische Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit, die nach Vernichtung der nationalen Eigentümlichkeit noch eine kräftige Selbstbewegung ermöglicht hatte. Auch wurde die Quelle der Kaiserkasse, die in den ersten Jahrhunderten viele Millionen an die Untertanen verschenkt hatte, ein mageres Rinnsal in der Not der dritten Jahrhunderte. Sie erforderte selbst neue Füllung; denn der reiche Besitz der Krone an Geld und Land, an Bergwerken, Salinen, Gruben und Forsten, entstanden aus dem Besitz vertriebener Fürsten, aus Erbschaften, aus Überschüssen der Steuern bei sparsamer Verwaltung, ging bei dem steten Wechsel des Thrones verloren, konnte höchstens durch das erprobte Mittel der Konfiskationen wieder aufgefrischt werden. So hatten es die Triumvirn gemacht; so wurde Nero, als er sechs Senatoren, die mehr als die Hälfte der Provinz Afrika besaßen, den Kopf vor die Füße legte, mit diesem Schlage zum größten Grundbesitzer jenseits des Meeres; so vermochte Septimius Severus sich wieder ein ansehnliches Hausgut zusammen-

zuscharren. Aber diese Beute füllte das Loch nur zeitweise. Der Kaiser griff zu einem zweiten verhängnisvolleren Mittel, zur Verschlechterung der Münze. Das Silber mit minderwertigem Metall zu durchsetzen, war schon Nero eingefallen, so daß der Denar, vordem etwa 90 Pfennig an Wert unter ihm auf 50 sank. Nach den guten Kaisern, die den Währungs Niedergang aufhielten, sank er unter Severus auf 30, und als das Silber dann bis auf 4 % aus der Münze verschwand und diese nur noch durch Weißsieden eine Art Silberglanz behielt, auf 1 bis 2, zuletzt auf $\frac{1}{5}$ Pfennig. Dem entsprechend stiegen die Preise. Die *ἀρόβη* Weizen, die im ersten und zweiten Jahrhundert einen Wert von 7 bis 8 Drachmen hatte, kam Ende des zweiten Jahrhunderts auf 18—20 Drachmen, unter Diocletian auf 120 000, im vierten auf 3 Millionen; ein Kamel stieg von 700 auf 100 000 Drachmen, ein Schleier auf 7 500 000 Denare, ein Gewand auf 33 850 000 im fünften Jahrhundert, ein Handtuch auf 15 Millionen. Eine Amme erhielt als Lohn für Verköstigung und Bekleidung 20 Talente. Gold verschwand unter Aurelian, da die Besitzer es vergruben. Als die Goldmünze, der Solidus, etwa 12 Mark an Wert, seit Konstantin wiederkam, stieg er über 216 000 Drachmen bis auf 1,5, bis auf 20 und mehr Millionen. Man rechnete schließlich mit Myriaden. Die Kaiser suchten sich zu retten, und während sie Gehälter usw. in schlechter Münze zahlten, forderten sie ihrerseits Steuern und andere Gefälle in vollwertiger. Das führte zur Katastrophe. An Stelle des Geldverkehrs trat Naturalwirtschaft. Die Gehälter bestanden in der *annona*, in Korn, Öl, Wein, in Kleidern, und auch der Truppenlohn wurde in Naturalien bezahlt. Nach anderen Kaisern hatte Diocletian zu reformieren gesucht. Er erließ im Jahre 301 das uns größtenteils erhaltene Edictum de rebus venalibus, einen festen Tarif für alle Sachen und auch für die Arbeitslöhne vom Arbeiter bis zum Professor, woran alle gebunden sein sollten, Käufer und Verkäufer, bei Strafe des Verlustes des Kopfes. Das Gesetz war unsinnig durch die Ausdehnung auf das weite Reich und ewige Zeiten. So weit die Waren nicht überhaupt verschwanden, wurden sie mit ungeheuerem Gewinn, der eben der Gefahr entsprach, veräußert, und nachdem es eine Anzahl Opfer gefordert hatte, verschwand das Gesetz wie alle Ausnahmsgesetze, freilich nicht für alle Zeiten. 340 kostete ein Schoppen Wein, der im Edictum Diocletiani je nach Güte mit 8—30 Denaren (15—50 Pfennig) veranschlagt war, wieder 3 Talente.

In seiner Geldnot und seinem Selbsterhaltungstrieb wandte sich das Kaisertum an und gegen die Klassen, die Besitz oder Arbeitskraft hatten,

an die wohlhabenden Bürger, die Bauern, die Handwerker und Arbeiter. Daß in Fällen der Not der Staat von seinem wohlhabenden Bürger eine besondere Leistung (*leitourgia*) forderte, sei es an Kraft, also Fronden z. B. beim Deich-, Mauer- und Straßenbau, sei es an Geld, war im Osten durchaus System, besonders in Ägypten und im Orient, Zugabe zu den gewöhnlichen Lasten. Rom übernahm es auch nach dem Westen, da es so unbesoldete Kräfte an Stelle von Beamten, die es bezahlen mußte, bekam und übertrug es auf die Städte und auf ganze Stände, zuerst an einzelnen Orten und als Ausnahme, vom dritten Jahrhundert an allgemein. Da machte mit Hilfe der Juristen Septimius das drückende System der Liturgie zur permanenten legalisierten Institution und schuf dazu die persönliche Verantwortlichkeit der Gemeindebeamten. War einer Stadt die Zahlung einer bestimmten Summe aufgegeben, sei es als regelrechte Steuer, sei es als außergewöhnliche Auflage, so gab es die Stadt weiter an die wohlhabenden Bürger, die als *munus*, wie der lateinische Ausdruck heißt, diese Summe aufzubringen hatten. Das waren in erster Linie Bürgermeister und Stadträte, die wegen der finanziellen Anforderungen ihres Amtes dem besitzenden Teil der Bürgerschaft entstammten, und da sie bald nicht ausreichten, wurde der Kreis erweitert und alle Leute mit bestimmten Vermögen in den Ring der sog. Kurialen aufgenommen. An diese hielt sich der Kaiser für die Steuern, für Requisitionen, für die Truppen, für den Unterhalt der Beamten, für die kaiserliche Post. Sie mußten zunächst die nötigen Summen zur Verfügung stellen mit der zweifelhaften Aussicht auf Ersatz durch die Gesamtheit der Gemeindeglieder; sie wurden verantwortlich gemacht für die Abgaben, die auf Grund und Boden lagen. Das war eine drückende Last, aber den Versuchen, sich ihr zu entziehen, arbeitete der Staat mit immer schärferen Gesetzen entgegen. Die Kurialen wurden ein festgeschlossener Stand, aus dem im bestimmten Turnus Bürgermeister und Stadtrat genommen wurden. Jeder hatte die Verpflichtung seines Amtes zu übernehmen. Auswanderung war verboten. Wollte einer sich der Verpflichtung entziehen, so konnte er es nur mit Abtretung seines Vermögens. Mit 30, später mit 18 Jahren trat man ein; kein Alter entband, selbst der Tod nicht, da der Sohn dann an die Stelle des Vaters trat; sonst mußte die Kurie für einen Ersatzmann sorgen, da die Anzahl der Kurialen, die einen festen Ring bildeten, nie sich mindern durfte. Für die Fehler eines Mitgliedes haftete die Korporation. Wenn eine Zeitlang gewisse Stände von dieser Liturgie frei waren, Ärzte, Professoren, Lehrer, Veteranen, der Reichsadel das Privilegium der

Freiheit hatte, in christlicher Zeit Eintritt in den Klerus, das Kloster von der Verpflichtung der Übernahme entband, so mehrte das den Druck auf die übrigen, und die spätere Zeit verbot diese Übertritte, holte die Flüchtlinge aus Heer und Kloster zurück oder beschränkte die privilegierten Stände. Der honor wurde über munus zum onus, die Kurie eine Zwangsanstalt für Staatsbeamte, besser gesagt Staatsflaven. Es entschied nur mehr das Vermögen. Kinder wurden aufgenommen, Frauen, niedere Leute, auch Vertreter der schmutzigen Handwerke, selbst Verbrecher, und Prügellizen waren hier nicht selten. In den Zeiten der Verfolgung war sie eine Strafstätte für Christen, in christlichen für Juden und Keger, für unwürdige Kleriker, keine Musteranstalt trotz aller Amtseide, Revisionen, Kontrollen, Strafen und Bürgschaften. Aber der Staat verzichtete nicht auf sie; denn er hatte hier eine Reihe von Agenten oder Beamten, die ihres drückenden Amtes ohne Entgelt warteten. Jeder wohlhabende Bürger wurde ein Bestandteil der Verwaltungsmaschine, unentlohnt und opferpflichtig.

Das zweite Opfer waren die Bauern. Die Not des Bauernstandes in einzelnen Gegenden, besonders in Italien, geht zurück bis in die republikanische Zeit. Wenn man den Satz des Plinius, daß *latifundia perdidere Italiam* auch so umändern muß, daß vielmehr die Bildung der Latifundien ein Zeichen des untergehenden Bauernstandes war, so zeigt die Stelle doch eben, wie schlecht es um ihm stand. Der freie Bauernstand schwand, und seine Mitglieder verloren sich entweder unter dem Proletariat der Hauptstädte mit seiner Armenunterstützung oder wurden bestenfalls Pächter bei den Großgrundbesitzern. Die Republik hat dem Stande trotz der Reformen der Gracchen kein frisches Leben zuführen können; die erste Kaiserzeit hat wenigstens in einzelnen Gegenden besser gewirtschaftet, weniger durch die Ansiedelung der ausgedienten Soldaten auf dem Lande, die doch aus guten Soldaten nicht leicht gute Landwirte wurden, als durch Zerschlagung der Domänen und Unterstützung mit Kapital zu geringem Zinsfuß. Durch langjährige Pachtverträge schufen Traian und Hadrian einen fest ansässigen Bauernstand, der neue Kolonien besonders auf jungfräulichem Boden ins Leben treten ließ und auch zu Eigenbesitz sich aufschwang. Viel Land wurde unter den Pflug genommen; die Bevölkerung wuchs vielerorten und der Afrikaner Tertullian redet bekanntlich von gefährlicher Übervölkerung. Sein Land, das unter Cäsar einen Tribut von 200 000 Scheffeln geliefert hatte, brachte es ein Jahrhundert später auf 10 Millionen. Dann kam der Rückschlag. Einmal versiegte die Quelle der Arbeitskräfte, der Sklaven, der

Krieg. Denn die Kämpfe der Kaiser waren zum Teil Bürgerkriege, teils brachten sie nicht genügendes Material. Die Kleinbauern, zum Teil Pächter, nicht selten Erbpächter und als solche zuerst nicht schlecht gestellt, wurden jetzt Objekt des Staatsbedürfnisses; ihr Besitz war sichtbar und greifbar für den Soldaten und für den Fiskus. Der erstere, vom Räuber nicht so sehr unterschieden, griff unter dem Titel Requisitionen nach dem, was ihm unter die Augen kam; über Plünderung und Pladereien von Seiten der Offiziere wie der Gemeinen lesen wir in den Papyri bewegliche Klagen der Bauern in Eingaben an Statthalter und Kaiser. Aber auch die Beamten beteiligten sich an dem Räubersystem, und den Bauern blieb oft nichts anderes übrig, als sich in den Schutz eines mächtigen Großen zu begeben, eines Großgrundbesizers, an den sie als Gegengabe für den Schutz eine Abgabe von ihrem Gute zahlten, d. h. sie wurden aus Freibauern abhängige Pächter. Denn der Grundherr erhielt damit auch die Macht über sie mit Strafrecht, Pfandrecht und Polizeigewalt, zwang sie zu Fronen und Diensten, und wenn er in Not kam, gab er die Not in verstärktem Maße weiter an jene, seine Untertanen. Das mittelalterliche Feudalsystem kündigt sich damals an.

Aber die Bauern zahlten weiter auch einen Blutzoll. Aus ihren Reihen wurden zum großen Teil die Soldaten genommen, und nicht nur Kriege und Seuchen, sondern auch Aushebungen dezimierten die Zahl der ansässigen Bauern, ohne bei der langen Dienstzeit dem Lande die Kräfte zurückzugeben. Das Land verödete. Verzweifelt zog der Bauer in die Stadt und mehrte das Proletariat oder er wurde Sklave auf dem Gutshof oder er ging schließlich unter die Räuber. Ihr Handwerk, für ein Jahrhundert in der römischen Welt fast ganz unterdrückt, lebte allerorten wieder auf, und vor den Toren auch der Hauptstadt trieben die antiken Rinaldi ihr Unwesen und spotteten der Polizei, obwohl sie damals ein eigenes Korps der Räuberhäfcher erhielt. Die Kaiser sahen die große Gefährdung des Landmannes. Durch Lockungen aller Art suchten sie den Bauern auf der Scholle zu halten oder neue Bauernhöfen zu gründen. Wer seine Verpflichtungen als Pächter erfüllte, dem konnte nicht gekündigt werden, er wurde so Erbpächter. Wer unbebautes Terrain in Bearbeitung nahm, war drei Jahre abgabefrei und später Eigentümer, war ledig der drückenden Liturgieverpflichtungen. Es half nichts. Man ging weiter und verschenkte derartiges Terrain auch an den Nichtwollenden, allerdings mit der Verpflichtung der Steuerabgabe. Wer 200 Acker Landes besaß, erhielt etwa 200 andere unbebaute dazu geschenkt und mußte von 400 steuern. Das wäre gut gewesen, wenn der Staat

auch die Arbeitskräfte gestellt hätte. Aber da Leutenot überall war, blieben die neuen 200 Morgen unbebaut und ruinierten den Besitzer der anderen durch die Steuer, die er auch von ihnen zahlen mußte. Ebenso, wenn die Städte die Aufgabe erhielten, unbebautes Terrain zu bearbeiten, so fehlte die Möglichkeit dem Gebot nachzukommen. Da schuf der Staat einen neuen Stand der Schollenarbeiter, der Schollenflaven, vielleicht nach germanischem Vorbild. Ruinierte Pächter und Bauern, die um Brot und Schutz ihre Freiheit dran gaben, vor allem aber die großen freiwilligen und zwangsweisen Übersiedelungen von Germanen- und Sarmatenstämmen, die in Augustus' Zeit anheben, seit Marc Aurel eine Regel sind, lieferten dazu das Material. Diese Coloni stehen im persönlichen Besitz des Gutsherrn, der von ihnen für die zugewiesene Scholle eine Abgabe erhebt, aus ihrer Mitte die geforderten Rekruten stellt; aber sie gehören eigentlich zur Scholle, an die sie gefesselt sind, und nur mit ihr können sie verkauft, verschenkt, vererbt werden, wie andererseits ihre Kinder ebenfalls ihr und dem Grundherrn anheimfallen. Sie gelten als Freie, können heiraten und können in das Heer eingestellt werden, aber sie sind in Wirklichkeit Sklaven, deren Arbeitskraft und Freiheit im Dienste und praktisch in der Gewalt eines unverantwortlichen Gebieters stehen. So ist ihre Lage drückend, und in wütenden Revolten hat sich ihr Ingrimm entladen in Dacien, Dalmatien, Afrika, in jahrelangen Kämpfen und organisierten Bauernkriegen in Gallien. Auch sie mehrten wieder das Heer der Räuber, und hinter ihnen blieb zurück Versumpfung und Verödung, Vordringen der Wüste, Entwaldung. 395 lag in Kampanien eine halbe Million Morgen fruchtbaren Acker brach. Was von Menschen noch da war, begrüßte die eindringenden Germanen, vielleicht Stammesgenossen, als Erlöser.

Es kam auch der Arbeiter und Handwerker an die Reihe. In der Friedenszeit der ersten Jahrhunderte hatten Handel, Industrie und Gewerbe einen großen Aufschwung genommen. Die Kaiser waren wie Großgrundherren auch selbst Großindustrielle mit reichem Besitz an Marmor- und Steinbrüchen, an Silber- und Erzgruben, waren Fabrikherren in Tonwaren und Kleiderstoffen. Der Staat gab auch den Privaten Aufträge, und Gilden der Reeder, durch Garantie des Staates und eigene Kooperation gegen Unfall versichert, Innungen der Handwerker, der Feuerwehrlente stellten sich bereitwillig mit sicherer Aussicht auf Gewinn in seinen Dienst, gelockt auch durch Privilegien und Immunitäten. Import und Export blühten auf Grundlage des sicheren, ungestörten Verkehrs und fanden bei den Banken mit ihrem zum

Teil bargeldlosen Umlauf bequeme finanzielle Mittel. Aber mit dem dritten Jahrhundert hörte diese Sicherheit durch die Räuber- und Piratengefahr und die fortwährenden Kriege auf. Der Handel verlor den Markt mit der Transportschwierigkeit und dem Ausbleiben der Käufer; dem Handwerker und Industriellen mangelten die Stoffe. Und doch brauchte das Reich für seine Beamten und Soldaten Getreide, Kleider, mußte seinen Untertanen besonders in den Großstädten die Lebenseristenz ermöglichen. Wieder greift es zum Zwang. Die industriellen Etablissements werden zu Staatsfabriken; der Arbeiter ist an sie gebunden örtlich und zeitlich; durch Brandmarkung wird er als Inventarstück gekennzeichnet. Jene Innungen werden zu Zwangsanstalten umgeformt. Sie und ihr Vermögen gehört dem öffentlichen Dienst. Ihr Mitgliederbestand wird festgelegt auf eine bestimmte Zahl, die nicht durch Tod, durch Auswanderung geändert werden darf. Kein Mitglied darf seine Stadt, seine Innung verlassen und anderswohin übersiedeln, darf nicht einmal in eine andere Korporation einheiraten. Für den toten Vater hat ein Sohn einzutreten oder die Innung hat für einen Nachfolger zu sorgen oder der Kaiser ernennt den Ersatzmann. Die Innung ist als Ganzes ewig und unveränderlich. An Stelle der freien Lohn- oder Gewinnvereinbarung treten entweder staatliche Fabrikation oder vorgeschriebene Zwangspreise. Auch Frauen sind in den Kollegien; für Bettler und leichte Verbrecher werden sie Strafanstalten. Seit Septimius Severus sind alle Verbände und Korporationen, die den Bedürfnissen des Staates, vor allem dem Unterhalt des Hofes, des Heeres, der Versorgung der Großstädte dienen, diesem Zwang unterstellt, vor allem Reeder und Schiffer, dann Metzger, Bäcker, Vieh-, Öl-, Weinhändler, Schuster, Schneider. Der Feuerwehrt werden im Dienst der Städte einverleibt Schmiede, Zimmerleute, Schlauchträger. Die freie Berufswahl ist aufgehoben. Die Innungen haften mit dem Vermögen der Einzelnen, über das der Staat Listen führt, für die Ausführung, oft unter militärischer Kontrolle. Der Kaiser bezieht alles, was er braucht, ohne Entgelt, als Steuer, auch seine Aufwendungen für Reisen, Bauten; ebenso die Statthalter und Offiziale. Selbst das Heer wird zu einer Art Zwangsinnung, denn die Söhne der Veteranen haben die Pflicht, des Vaters Handwerk zu ergreifen. Für den Zwang waren die Privilegien und Vorrechte kein geeigneter Ersatz; wir lesen von Streifandrohung auf Seiten der Innungen, und Flucht ist auch hier zahlreich.

Das, was bis dahin stellenweise und zeitweise eingerichtet war, machte die große Neuordnung Diocletians und Konstantins ständig. Diocletian

bannte die Prätendentengefahr, indem er die Mehrzahl der Augusti und Cäsares einführte, dadurch Thronfolge noch bei Lebzeiten des Vaters sicherte. Das Reich wurde zerstückelt und damit die Macht der Statthalter durch die gegenseitige Kontrolle eingeengt, die Gefahr eines Zusammenschlusses schwieriger gemacht. Die Teilung von Zivil- und Militärgewalt diente gleichem Zwecke. Das Ziel wurde erreicht. Wieder starben Kaiser eines friedlichen Todes, Dynastien entstanden mit Thronfolge im gleichen Hause. An der Spitze des Reiches stand der Kaiser mit unbeschränkter persönlicher Herrengewalt, die in der Gottähnlichkeit ihren religiösen Ausdruck findet, dominus war er und deus. Diadem und Tracht heben ihn über das Volk, das ihm mit Kniebeuge und Kuß auf den Saum des Gewandes naht. Sein Dienst ist militia, auch für die Zivilbeamten, die alle Uniform tragen.

Das Reich wird zu einem Besitz der Dynastie. Alles wird in die Organisation des Staates gezogen; Kurialen, Bauern, Handwerker, alle werden nur unter fiskalischem Gesichtspunkt betrachtet; das Reich des allumfassenden Bürokratismus ist da, und seine Mitglieder in festgefügtter Hierarchie und streng geregelttem Avancement sind zahllos, da zu dem Kern der Beamtenschaften die zahlreichen offiziellen Kontrolleure der Städte und Beamten kommen wie die Geheimagenten und Spione der Regierung. Allgemeine Gleichheit wird eingeführt, Privilegien und Vergünstigungen aufgehoben. Der Unterschied zwischen den Provinzen und Italien schwindet. Die Halbinsel büßt das Recht der Steuerfreiheit des Bodens ein, dessen sie sich seit 4 Jahrhunderten erfreut hatte. Sie verliert die Hauptstadt am Tiber; denn der Kaiser verlegt das Hoflager nach Nikomedien, Mailand, Ravenna, Trier, und Konstantin gründet die neue Residenz am Bosporus. Rom wird Provinzstadt, sein Reichsrat, der Senat, wird Stadtrat, sein Atrium Stadtkasse. Die Freistädte verlieren ihre Vorrechte, die Munizipien haben überall gleiche Verwaltung. Die Steuern werden neu und zum Teil in Gleichheit geordnet, neue eingeführt. Das Heer wird stark vermehrt, um in Grenztruppen und mobile Feldarmee geteilt Schutz gegen die überall an- und eindringenden Feinde zu bieten. Das ganze eine großartig ausgedachte und durchgeführte Neuschöpfung, wieder für eine Zeit genügend, ein geschlossener Bau des Unitarismus, in dem der Reichsgedanke über das nationale Gefühl und nationale Eigentümlichkeit gesiegt hatte. Jeder empfand seine Zugehörigkeit als etwas Großes und nannte, ob Brite, Afrikaner, Asiate, sich Römer. Alles war orbis Romanus, orbis noster, und dieser orbis war wieder die urbs Roma. Noch 100 Jahre später konnte der geborene Alexandriner

und Dichter am Hofe des Honorius Claudianus singen: „Rom ist es, die in den Schoß die besiegten Völker aufnahm und das Menschengeschlecht mit gemeinsamen Namen hegte wie eine Mutter, nicht als Herrin, und Bürger nannte, die es bezwang. Seinem friedlichen Sinne verdanken wir alle, daß gleichsam die Fremde dem Ankömmling Heimat ist, daß wir alle ein Volk sind: quod cuncti gens una sumus.“ Und wenige Jahre später tönt aus dem Munde eines diesmal am anderen Ende des Reiches geborenen, politisch ganz anders eingestellten Galliers Rutilius der gleiche Hymnus auf Rom: „Du hast den verschiedenen Völkern ein Vaterland gegeben. Genußt hat es den Ungerechten unter Deine Herrschaft zu kommen; Du hast zur Stadt gemacht, was vorher eine Welt war: Urbem fecisti, quod prius orbis erat.“ Aber dieses Reich war eine Maschine, kein Organismus, es hatte Beamte und Truppen vermehrt ins Ungemeine, wenn auch durchaus nur aus den Forderungen der Zeit heraus, hatte zahllose Geldempfänger, aber nicht ebenso Geldgeber. Maior esse cooperat numerus accipientium quam dantium sagt der freilich nicht unparteiische Laftanz (Mort. pers. 7,3). Den großen Erfordernissen des Finanzetats standen gegenüber Leutenot und Geldnot, Zusammenbruch von Handel und Gewerbe, brachliegende Äcker, Wüsteneien, Räuberhorden. Das Leben des Staates hängt ab vom Leben der Teile. Aber die Städte des Reiches, seine Lebenszellen, waren am Verschmachten. Das freie Spiel der Kräfte, das neues Blut hätte in die Adern bringen können, war vom Reich selbst unterbunden, das für viele nicht viel mehr als ein Gefängnis mit Druck und Zwang war. Der Trieb, sich emporzuarbeiten, fehlte dem kleinen Mann; denn ihm drohte beim Gelingen die Aufnahme in die Zwangsanstalt der Innung oder noch schlimmer unter die der Kurialen. Und damit versiegte auch die Quelle etwaiger Regeneration der oberen Stände. So hatten die Feinde leichtes Spiel. Das Jahr 410 sah die Gothen in Rom, 455 die Vandalen; Spanien, Gallien, Afrika gingen verloren, und 476 stieß der Heerkönig der Heruler Odoaker den letzten römischen Kaiser vom italienischen Thron. Noch wahrte er wie sein größerer Nachfolger Theodorich den Zusammenhang mit Ostrom, als dessen magistri militum sie sich bezeichneten, jeder gesetzgeberischen Tätigkeit und eigener Münzprägung sich enthaltend. Justinian hat denn in der Tat Italien und Afrika wieder mit dem römischen Reich vereint, für eine kurze Zeit, bis Langobarden und Araber kamen. Byzanz aber sich lange durchaus als Erbin des Gesamtreiches fühlend, bestand dank jener Regierungsmaschine noch ein Jahrtausend, in dem Namen Romäer für seine

Untertanen den Urgrund seiner Herkunft festhaltend, und was es geleistet hat als Bollwerk europäischer Kultur gegen Araber, Türken und Bulgaren, das zeigt, daß 50 Jahre, nachdem er den Halbmond an Stelle des Kreuzes auf die Hagia Sophia gesetzt hatte, der Türke auch vor Wien stand.

Wir haben den Gang vollendet von der Republik über gemäßigte — nicht konstitutionelle — Monarchie zum Absolutismus, skizzenhaft und daher vielleicht der rechten Farbe entbehrend. Sollen wir daraus auf uns schließen? Gar manches wird fast modern erschienen sein als bald hoffnungsvolle bald peinvolle Parallele zur Jetztzeit. Aber eben nur manches, nur einzelnes. Die Geschichte wiederholt sich doch nie im ganzen. Viel mehr stimmt doch nicht. Schon daß der Gang unserer Geschichte die umgekehrte Folge hat, vom Absolutismus zur Republik, ist ein grundlegender Unterschied. Wir sind heute eine Föderation von Staaten, alle ihrer eigenen Kraft und Art bewußt, nicht von Städten. Parlament, Sozialpolitik, Finanzwissenschaft, alles Faktoren, die damals nicht gekannt und wirkungslos waren, sind heute wichtigste Faktoren unseres Seins. Das Wirtschaftsleben ist Grundlage der Politik, nicht wie damals Politik Grundlage der Wirtschaft. Sollen wir auf so andersartigem Grunde prophezeien? Der Ausspruch Hegels: Man lernt nichts aus der Geschichte außer daß man aus ihr nichts lernen kann, ist zwar zu paradox, um wahr zu sein. Nach Schelling ist der Historiker ein rückwärts gefehrter Prophet; da werde ich mich hüten, heute mich als ein vorwärts in die Zukunft blickender Seher aufspielen zu wollen. Aber eines weiß ich: Die Zukunft Deutschlands liegt in unserer Hand, in unserem Tun, nicht in der Berechnung des Historikers. Und nicht die Staatsform ist das Wesentliche, sondern der Staat.

„Vergesse ich Dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen“. Wer in gärungsreicher Zeit am Schluß seines ersten Romans, mit dem er begann, sich als einen unserer besten Humoristen und tief Sinnigsten Köpfe und zugleich als warmblütigen Deutschen zu erweisen, den alten Psalmistenspruch so umgewendet deutschen Auswanderern ins Stammbuch schrieb, der war, Kommilitone, damals im Beginn seiner zwanziger Jahre, so alt wie Ihr und war Student wie Ihr. Und wenige Jahre später, da setzte W. Raabe wieder an den Schluß eines neuen Werkes in gleichem Gefühl aus seiner Bibel das tief sinnige Jesaiaswort: „Kann denn, ehe ein Land die Wehen kriegt, ein Volk geboren werden?“ Auch unser Deutschland liegt darnieder in Ängsten und Wehen; und Ärzte genug und Charlatane von daheim und von draußen stehen an seinem Krankenlager

und helfen und hemmen. Man könnte verzagen. Und doch, nein, Kommilitonen; an jeden von Euch ertönt das Wort:

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
An Deines Volkes Auferstehn,
Laß diesen Glauben Dir nicht rauben,
Trotz allem, allem, was geschehn.

Und erst recht soll der gleiche Sichte das Folgende Euch einhämmern:
Und handeln sollst Du so, als hinge
Von Dir und Deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge,
Und die Verantwortung wär Dein.

Dies Wort und Gefühl im Herzen aller, und Deutschland wird auferstehen,
stark und lebensmächtig, Deutschland unser Ein und Alles.

Literatur.

- E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reichs. Leipzig 1864.
- J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung². Leipzig 1881.
- Th. Mommsen, Römisches Staatsrecht, III. Berlin 1887, 716.
- O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt². Berlin 1897.
- W. Liebenow, Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche. Leipzig 1900.
- J. S. Reid, The municipalities of the Roman empire. Cambridge 1913.
- L. Hahn, Das Kaisertum. Leipzig 1913 (Erbe der Alten, Heft 6).
- W. T. Arnold, E. S. Bouchier, The Roman system of provincial administration². Oxford 1914.
- W. Schubart, Ägypten von Alexander d. Gr. bis auf Mohammed. Berlin 1922.
- L. Homo, L'empire Romain. Paris 1925.
- S. T. Abbot, A. C. Johnston, Municipal administration in the Roman empire. Princeton 1926.
- M. Rostovtzeff, The social and economic history of the Roman empire. Oxford 1926.
- T. Franke, An economic history of Rome². Baltimore 1927.
- E. Stein, Geschichte des spätrömischen Reiches. I. Wien 1928.
- W. E. Heitland, Last words on the Roman municipalities. Cambridge 1928.
- Anderes, besonders die Aufsätze in Zeitschriften und die wichtigen Artikel der Realencyclopädie s. in diesen Werken. Nur zu den Zahlen auf S. 18 seien speziell angegeben
- C. Wessely, Ein Altersindizium im Philogelos. Wien. Sitzungsber. Philos.-hist. Klasse 149 (1905), 5. Abh., J. R. Lukeš, Phil. Wochenschr. 1928, 954.
- Was ich im Vergilvortrag den Arbeiten von Comparetti, Plueß, Kroll, Heinze, Norden u. a. verdanke, brauche ich Philologen nicht anzugeben.

II.

Zu Vergils zweitausendstem Geburtstag

Festrede

gehalten am 348. Stiftungsfest der Universität
(12. Mai 1930)

Hochgeehrter Herr Staatsminister! Hochansehnliche Festversammlung!

Alles ist in unserer revolutionären Zeit in Aufruhr. Throne wanken und stürzen. Kronen rollen in den Staub. Die Gottheit ist auf ihren Altären bedroht und wird ihrer Kirchen verwiesen, um einem Nichts zu weichen oder einem Gözen. Neue Ideen tauchen auf und verlangen die Vorherrschaft, wenn nicht Alleinherrschaft gegenüber Jahrhunderte alten Maximen. Was hoch stand, fällt jäh, und aus der Tiefe tauchen Gestalten neuer Form und neuen Inhalts auf, oder alte, aber nie beachtete Anschauungen ringen sich empor und setzen sich auf den Herrschersitz. Umwertung aller Meinungen und Schätzungen ist an der Tagesordnung. Die Welt ist rund und muß sich drehen, was oben war, muß unten stehen, singt der Student in seinem zahmen Rausch, singt die moderne Welt in ihrem wilden. Überall macht neuer Geist, vielleicht besser gesagt, machen neue Geister sich breit. Begriffe wechseln, auch im Reiche des Schönen, wo man Gesetze unverbrüchlicher Geltung aufgestellt zu haben glaubte, auch in der Kunst und Literatur. Der Beifall der Jetztzeit tönt anders als das Jauchzen der Vergangenheit, und im Kampf um die Unsterblichkeit erscheinen neue Heroen und Götter, auf dem Parnas tobt der Umsturz. Wer heute Raffael mit Achtung nennt, Raffael, von dem Lessing den Maler in der Emilia Galotti sagen läßt, daß er auch ohne Hände geboren das größte malerische Genie gewesen wäre, begegnet bestenfalls mitleidigem Lächeln und spöttischem Achselzucken. Ein Ismus wechselt mit dem andern, und der schmerzverklärte Kopf des Kruzifixus bei Rubens und Van Dyck weicht dem schmerzdurchwühlten und schmerzverzogenen des Matthias Grünewald. Auch unseren Dichtersfürsten droht die Götterdämmerung. Wer nicht im realistischen Drama der Jetztzeit das Hochziel der Kunst erblickt, ist rückständig oder plattbürgerlich. Was bleibt? fragt in einem vor zwei Jahren erschienenem Buche Eduard Engel und meßelt unbarmherzig und unbefümmert um die Professoren der Literaturgeschichte wie um die Kritiker der Zeitungswelt Platen, Jean Paul, Nießsche, Ibsen, Stefan George, Gerh. Hauptmann wie Racine, Lafontaine, Manzoni, Walter Scott, Dostojewskij, Strindberg nieder, und das Hochgericht des Cafe Stefanie und die anderen kritischen Tribunale lassen unter der Guillotine

der Verachtung die Lorbeerbekränzten Häupter der Vorzeit, eines nach dem andern, fallen. Schlagworte mit und ohne Inhalt durchschwirren die Luft und fordern entschlossene Preisgabe des praktisch wertlos Gewordenen, Abkehr von Klassik und Romantik, von Geschichte und Tradition und bieten neue Formen der Lebensgestaltung, neue Ideale und Idole am Markt der Zeit feil. Ist das jener ewige Wechsel, der nicht nur nach dem Dichterwort das Charakterbild der politischen Größen, von der Parteien Gunst verwirrt, in der Weltgeschichte schwanken läßt? Ist es das Wellental der unstillen öffentlichen Meinung, in dem ein wahrer Großer für ein Jahrhundert verschwinden kann, um vom Wellenberg des folgenden Jahrhunderts doch wieder zur höchsten Anerkennung emporgehoben zu werden? Ist es nur eine exzentrische Laune, die eine Zeitlang dem Bizarren zum Siege verhilft? Oder ist es jetzt mehr? Das zum Lichte Ringen zurückgesetzter Wahrheiten, die ihr Recht verlangen? Verfolgen wir doch einmal mit kaltem Kopf und unbeirrt durch der Parteien Gunst Aufstieg und Abstieg eines Großen früherer Zeit und prüfen die Gründe für seinen Kampf um sein geistiges Nachleben, Gründe, die nicht aus Gefühl und Ekstase, sondern aus Verstand und Überlegung herrühren sollen.

Meine Damen und Herren! In diesem Jahre, wo wir den 700jährigen Todestag des großen Minnesängers begehen, feiert Italien einen viel älteren Dichter, begeht es festlich das 2000. Geburtsfest seines für viele größten Sängers, dem selbst Dante weichen muß, den Geburtstag des am 15. Oktober des Jahres 70 vor Christus im kleinen Flecken Andes bei Mantua geborenen Vergil. Es hat zu dieser Gedächtnisfeier seit einem Jahrzehnt großartige Vorbereitungen getroffen und hat alle Kulturnationen der Welt eingeladen, das Fest mit ihm zu begehen und sich Mitte Oktober mit an der Geburtsstätte des Dichters einzustellen zur Huldigung vor seinen Manen.

P. Vergilius Maro galt auch den alten Römern unbestritten als ihr größter Dichter. Schon sein erstes Werk, die *Bucolica*, Hirtenlieder in theokritischer Weise, aber auch verschmolzen mit Tönen des eigenen Lebensschicksals, gesteigert bis zur prophetischen Vorhersagung eines Weltenheilands und einer nahenden glücklichen Zeit hatten hellste Bewunderung bei den Zeitgenossen hervorgerufen, die seine Gesänge auf der Bühne der Theater erschallen ließen und den Dichter bei seinem Erscheinen durch Aufstehen wie einen Fürsten ehrten. Sie hatten ihm die Gunst und Freundschaft des Augustus und Maecenas verschafft, und in ihrem Sinne, aber ebenso aus Herzensneigung und seiner natürlichen Begabung folgend verfaßte er das zweite

Werk, das Lied vom Landleben und vom italienischen Lande, das dem von Wirren zerrissenen Volke wieder Liebe zur Scholle und Stolz auf die Heimat predigte, in der Wärme des Gefühls, der Anschaulichkeit der Naturbilder, der Geschidtheit des Aufbaues, im Wohlklang der Verse für manche sein Meisterwerk. Aber noch höher stieg bei seinen Zeitgenossen sein Ruhm mit dem letzten Werke, der Äneis, dem Sange vom Ahnherrn des julischen Hauses, dem vorbereitenden Gründer Roms, das durchsezt war mit Ausblicken auf alle Zeiten der Tiberstadt bis zum entstehenden Kaisertum. Dieses Werk, unvollendet wie es auch beim Tode des Dichters noch war, gewann sofort aller Herzen. Augustus hatte sich Stücke vorlesen lassen und mit seiner Bewunderung nicht gefargt, und seiner Schwester Oktavia waren Tränen und Ohnmacht gekommen, als sie die Totenklage um ihren Sohn Marcellus vom Dichter hatte vortragen hören. Properz kündigt dem Werk vor seinem Erscheinen den Vorrang vor der Ilias und allen früheren Werken der Weltliteratur an: *cedite, Romani scriptores, cedite Grai; nescio quid maius nascitur Iliade*. Horaz nimmt auf die Äneis kurz nach des Verfassers Tode Bezug im Liede zur Jahrhundertfeier Roms, und Ovid singt sein Lob an mehr als einer Stelle. Diese Bewunderung der Zeitgenossen sezte sich fort durch die Jahrhunderte. Wie auch die früheren Gedichte Liebhaber und Nachfolger fanden, so war es vor allem dieser Sang vom Römertum, der auf die Folgezeit einwirkte. Daß die Äneis sofort Schulbuch wurde, des Dichters Büste in den Schulstuben stand, bewies und sicherte ihr Ansehen. Grundlage zum Unterricht wurde sie jetzt Allgemeingut. Kein Schulmeister, der nicht Vergilische Themen behandelt, kein Grammatikus, der nicht nach ihm sprachliche Regeln aufstellt und an ihm seine Erklärungskunst übt, kein Rhetor, der nicht mit seinen Gedanken und Wendungen seine Rede verbrämt. Wie an ihm jeder Schüler lernt, so übt und bildet sich an ihm unausgesezt auch der Meister. Die Spuren der Äneis trifft man überall in der Literatur in Zitaten, Entlehnung, Benutzung. Man müßte alle Namen nennen, wenn man aufzählen wollte, wer von seinem Licht sich leuchten ließ, an ihm das eigene oft kümmerliche Kerzlein ansteckte und sich dann stolz als poeta Vergilianus bezeichnete. Dichterturniere wurden über ihn abgehalten, aus Slicken seiner Verse Centones zusammengestoppelt; selbst ein Drama Medea verdankte derartiger Mosaikarbeit seine Entstehung. Sein *abstulit atra dies et funere mersit acerbo* wurde Gemeingut aller Kirchhofpoeten. Auch die Griechen lernten ihn in Übersetzungen kennen.

Sagt noch mehr spricht für die Weite seines Einflusses die Bekanntschaft außerhalb der Literatur. Auf den Wänden von Pompeji stehen Verse von ihm von Knabenhand hingekritzelt; der kaiserliche Tänzer Nero will im Ballet den Turnus darstellen; der gelehrte Blaustrumpf bei Juvenal beteiligt sich schon damals an der literarischen Tagesfrage, wer beim Vergleich gewinne, Homer oder Vergil. Er ist in aller Händen, dient als Bibel, als Stechbuch, bei dem man sich Rats erholt, die Zukunft erforscht. Götterorakel bedienen sich seiner Worte als Antwort, und seine Verse geben zukünftigen Kaisern die Vorahnung ihres Emporsteigens. Die Künstler entlehnen ihm Stoffe: Äneas und Dido, Äneas' Flucht aus Troia, Laokoon erscheinen in bildlicher und plastischer Wiedergabe. Geräte des täglichen Verkehrs, Löffel, Ladenschilder empfehlen sich durch Verse von ihm. Sein Bild findet sich in Mosaiken in Afrika wie in Trier.

Dann vertieft sich seine Wertschätzung. Er, der als Dichter verstanden werden wollte, den man der Zeitströmung entsprechend auch als Rhetor anzusehen liebte, wird jetzt zum Universalgenie. Er ist auf allen Gebieten des Wissens zu Hause, der große Meister der Astrologie, der Philosophie, des römischen Rechts, der Altertümer, er, der nie einen Fehler in der Wissenschaft begangen, dessen Ruhm weder Lob zu vergrößern noch Tadel zu vermindern imstande ist, wie es in dem leuchtendsten Beispiel dieser Verherrlichung, dem Gastmahl des Makrobius, heißt. Ja man sucht noch tieferen Sinn in den Werken, als er auf den ersten Blick zu offenbaren scheint; man erpreßt ihm geheime Deutung mit Hilfe allegorischer Interpretation. Donat erklärt die drei Gedichte als die drei sich ablösenden Kulturstufen, Hirtenleben, Ackerbau, Krieg, und ein Fulgentius läßt im 6. Jahrhundert sich von Vergil selbst in einer Vision den Seesturm des Äneas als die Geburt des Menschen, die Irrfahrten als seine Kindheit, die Didoepisode als die Zeit der Liebe, die Wettspiele und die Hadesfahrt als das Streben nach edleren Zielen und der Philosophie deuten in einem Werke, das man als sehr geschickt ansprechen könnte, wenn es nicht so furchtbar dumm wäre. Mit den Heiden wetteifern die Christen in gleichen Lobsprüchen; auch ihnen ist Vergil der große, größte, beste, ausgezeichnetste Dichter, der Philosoph, der Homer der Lateiner. Vergilische Verse dienen zur Erläuterung biblischer Texte, wandern in die christlichen Dichtungen und machen die Cassandra zum Schächer am Kreuze. Eine Predigt de ecclesia stoppelt ein Mavortius aus Vergilversen mit großem Beifall zusammen. Ja, den Christen wird er noch mehr als der große Dichter und allwissende Gelehrte. Er wird ihnen

durch die vierte Ekloge auch zum Propheten des Messias. Schon Konstantin hält auf dem Konzil von Nicäa den versammelten Vätern eine Rede über diese Prophezeiung des Heiden; Lactanz und Augustin erklären ihn zum Verkündiger des Welterlösers, während der philologisch besser geschulte Hieronymus es ablehnt. Er kommt im Mittelalter in Darstellungen der Heiligen und steht an den Portalen unserer Kirchen. Und wenn heute noch in italienischen Kirchen der predigende Mönch seine Rede über Hölle und Segefeuer mit Versen des sechsten Buches schmückt und ihn als Zeugen für die christliche Lehre benützt, so steht er in jener nie abgebrochenen Linie.

Und noch eine letzte Stufe ersteigt er in seiner Mystik, aus dem Propheten wird seit dem 12. Jahrhundert der Magier. Aus seinem Namen, den man mit *virga*, Zauberstab, zusammenbringt, und dem seiner Mutter *Magia Polla*, erschloß man die Zauberkraft. Für Rom, besonders aber für den Ort seines Grabes wird er der wundertätige Zauberer und schützt die Stadt vor Vesubausbrüchen, vor Krankheiten, Blutegeln, Schlangen und Fliegen, sorgt für Fleisch und Fisch. Als Schwarzkünstler zieht er so durch germanische und romanische Lande bis zum Hofe des Königs Artus in Britannien; und noch heute erscheint er mit seiner Wunderkraft in den Gesängen der Sischer der Santa Lucia.

Um so mehr behält er seine Geltung in der Schule und unter den Gelehrten, dient als Vorlage für Arbeiten, wirkt auf die mittelalterliche Dichtung ein, schenkt dem Waltharilied Verse und Versstücke, dem Nibelungenlied Anregungen und wird Lektüre der Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel wie Grundlage der Äneasfänge und Äneasromane. Selbst in Musik wird er gesetzt; die Laokoonepisode und Didos Tod erklingen in Tönen.

War er die Sonne des Mittelalters, so wurde er der Morgenstern der Renaissance. Dante, der an der Wende der beiden Welten steht, hat ihn, den Weisen ohnegleichen, zu seinem Führer durch Hölle und Segefeuer gemacht, und aus ihm Personen, Bilder, zum Teil die Topographie seiner Unterwelt entnommen. Für Petrarca und damit für alle Humanisten wird er der Leitstern in der Poesie. Und so geht es weiter. Befruchtend wirkt er ein auf die nationalen Literaturen, auf Romanen wie auf Germanen. Vater Skaliger hat der Vergiliana divinitas in seiner Poetik Altäre errichtet und ihm den Homer geopfert; Kant und Leibniz stellen ihn weit über den Griechen. Er ist der einzige antike Autor, den Schiller gründlich gelesen hat und daher übersetzt, und Wieland überträgt in seinen Oberon den Inhalt von Vergilversen. Die Romanen haben ihm die Treue gehalten bis zum

heutigen Tage. „Ein Gedicht, das seinesgleichen weder vorher noch nachher hat“, so heißt es im Übermaß italienischen Lobes, und zur Zeit tönt aus allen Zeitschriften der Halbinsel uns das Magnifikat entgegen in den zahllosen Artikeln über den poeta nazionale, den poeta sociale e politico, über l'ispirazione di Virgilio, l'anima di Virgilio und wie die bezeichnenden Titel alle heißen mögen.

Aber auf englischem, dann zumal auf deutschem Boden entstand ihm schon vor Schiller nicht nur ein Gegner wie in Lessing, und als die Philologen des 19. Jahrhunderts ihre neu erworbene Technik — Methode nannten sie das — auf ihn anwandten, kamen sie von leisem Tadel bis zur offenen Verdammung: keine gute Seite fand man schließlich mehr an ihm; Unklarheit, Planlosigkeit, ungenügende wie anspruchsvolle Schilderungen, heillose Konfusion, unlebendige Phrasen: das ist eine kleine Blütenlese dessen, was man ihm vorhielt. Im großen wie im kleinen ist nichts ihm gelungen; nicht den einfachsten Vorgang kann er richtig behandeln. Seine Helden handeln nicht, sondern reden nur, und wenn es not tut, heulen sie. So klingt es da um die Wende des letzten Jahrhunderts. Wie kam dieser Umschwung bei uns Deutschen? Es müssen doch große Vorzüge sein, die Jahrhunderte lang ihn unbestritten haben auf dem Thron sitzen lassen, und welche Fehler konnten ihn seiner für unwürdig erklären?

Ich kann in der knapp zugemessenen Zeit nur einzelnes von diesem Stimmungswechsel herausgreifen. Die Vorzüge erschließen sich leicht, am schnellsten, wenn man ihn vergleicht mit seinen Vorgängern, den unmittelbaren und den früheren. Die Zeit vor ihm war die Zeit der kurzen Gedichte: Epigramme, Invektiven, Freundschaftsbillets, Briefe, höchstens Epyllien flossen aus der Feder der auch politisch erregten Dichter Jungroms. Wagte sich jemand an das Epos, so wurde es etwa ein Stück aus Cäsars Siegeszug in Gallien. Mit Vergil wagte wieder einer den Schritt zum großen Heldengesang, wie es vor mehr als anderthalb Jahrhunderten vor allem Ennius vorgemacht hatte, und doch wie anders als er. Der alte Sänger hatte fortlaufende Szenen römischer Geschichte aneinandergereiht, gewiß mit poetischer Darstellungskraft und Wucht im einzelnen, in seiner Gesamtheit ein Werk von staunenswerter Fülle und für diesen Anfang römischer Literatur immerhin eine Großtat, aber das Ganze entbehrte doch künstlerischer Einheit; ein Sang war es mit Anfang, aber ohne abschließendes Ende: nichts hinderte den Verfasser, nach Ablauf eines Jahrzehntes, wo Neues geschehen war, weitere Bücher anzufügen. Eine versifizierte Chronik

der Jahrhunderte entstand so mit wechselnden Helden im Laufe der Zeiten, ohne tieferen Inhalt oder besondere Idee, durch die Realität der Geschichte beengt und gedrückt. Vergil schob mit glücklichem Griff sein Werk in die mythische Vergangenheit und erhielt dadurch freie Bahn für dichterische Inspiration, gab ihm andererseits genug realen und zeitgenössischen Untergrund, um seines Volkes Interesse zu erwecken und festzuhalten. Eine leitende Idee wird im Anfang klar ausgesprochen, und alle Handlung ist ihr zu- und untergeordnet: *Romanam condere gentem*. Als Träger dieser Idee steht ein Held da, der im ersten Verse erscheint wie in den letzten, der unter Kämpfen, Dulden und Leiden den Schicksalspruch, von dem die Zukunft des römischen Volkes abhängt, zur Verwirklichung bringt, ein Held, der in seiner Partei so der überragende Mittelpunkt ist, daß seine Gefährten als Schattengestalten oder episodische Figuren weit zurücktreten, während Gegenpieler um der Kontrastwirkung willen ebenfalls noch eine nicht geringe Rolle spielen. Es kann Stockung geben und scheinbaren Stillstand, aber bald wird um so energischer auf das Ziel losgegangen. Diese Schöpfung künstlerischer Einheit ist das Verdienst Vergils, der in der vorliegenden Sagenliteratur schwerlich einen solchen Saden fand. Diese feinsinnige Umgestaltung aber wird vertieft durch größte Kunst im Einzelnen und geleitet von feinstem Geschmac. Die Bücher sind aufs glücklichste disponiert, zum Teil dramatisch aufgebaut mit Entwicklung, Erfüllung und Umschlag, wie die Zerstörung Trojas und der Liebesroman der Dido; jedes Buch klingt aus mit einem starken Afford, sei es mit Tod und Untergang, sei es mit dem Gang von Nacht durch Höllengrauen zu Licht und Hoffnung. Unerwartete Ausblicke erschließen sich. Daß Aneas nach Afrika kommt, fand Vergil wohl in seinen Quellen; aber daß hier aus Liebe ein Haß emporenwachsen sollte, der nicht mit dem Tode der Fürstin sein Ende fand, da hinter der sterbenden Königin der rächende Schatten des großen Puniers, des *nostris ex ossibus ultor*, auftaucht, und daß der Scheiterhaufen, auf dem das verzweifelte Weib sich das Schwert, *non hos quaesitum munus in usus*, in die Brust stößt, das flammende Karthago ahnen läßt, wo auch eine Königsgattin sich und ihre Kinder dem Tod weihte und dem Sieger eine wohlverstandene Mahnung zurief, ist eigenartig und tief gedacht. Bunt wechseln die Szenen, besonders in der ersten Hälfte des Wertes. Himmel und Hölle lernen wir kennen mit ihren Bewohnern; Asien, Afrika, Europa betreten wir; Götter, Zyklopen und Menschen kreuzen unseren Pfad; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft tun sich auf. Dem Sturm auf dem Meere

folgt Frieden am Lande; Städtezerstörung und Städtegründung, Kampf mit den Feinden, Erholung bei Freunden, Todesklage und Märchenmotive lösen sich ab. Zu Euander, dem armen König, der Aeneas nur eine Streu von Blättern und ein Bärenfell als Lagerstätte anbieten kann, steht im Gegensatz nicht nur die Örtlichkeit der späteren Weltstadt, sondern erst recht am Schluß des gleichen Buches der aus dem Blut desselben Aeneas entsprossene Sieger von Actium, der dreifache Triumphator. Weiter die feinen Porträtzeichnungen der einzelnen Personen, des ungebärdigen Turnus, des grausamen und doch der hellen Seiten nicht ganz entbehrenden Mezentius, des aufopferungsfähigen Freundespaares Nisus und Euryalus, des sympathischen Euandersohnes Pallas, dem so frühzeitiges Ende beschieden war, bis zur Amazone Camilla, die doch als Opfer weiblicher Puzliebe fällt, und zu dem Rabulisten Drances, der den jungen Löwen Turnus durch Nadelstiche zur Wut reizt, ein Demagoge, wie ihn Roms letzte Zeit genugsam gesehen. Viele Schönheiten sind im einzelnen verstreut: anschauliche Bilder, passende Gleichnisse von der toten Natur wie ihren Geschöpfen, tief psychologische Feinheit der Reden. Endlich die vielfach verstreuten Andeutungen auf profane und sakrale Gebräuche, auf Legende und Geschichte. Nicht immer sind diese Beziehungen, die oft nur in einem Wort beruhen, leicht zu finden. Man muß die Aeneis erwerben, um sie zu besitzen. Vergil, der Sohn eines Bauern, der nur durch Fleiß den Acker zum Ertrag zwingt, hat auch sein Epos mit Mühe gefeilt, sich selbst verglichen mit der Bärin, die auch die ungefügen Ungestalten ihrer Jungen erst durch Lecken zur richtigen Form bringt, und er zwingt den Leser, der ihn erkennen und ausschöpfen will, zu mühevoller Arbeit des Nachdenkens und Nachdichtens. So ist er ganz anders wie Ovid, der Sohn der Großstadt, mit seinem Sinn für Esprit und Grazie, mit Goût für alles Elegante und oft genug Haut-gout im Pifanten. Der Andesbürger holte mit vieler Mühe Ertrag auch aus dem Boden der Poesie. Er hat fast 12 Jahre an der Aeneis gearbeitet, ohne zum Abschluß gekommen zu sein; wir sollen nicht hoffen, ihn in acht Tagen zu erfassen und auszukosten. Es steckt viel Gelehrsamkeit im Epos, die dem oberflächlichen Zuschauer entgeht, zumal heute, wo unser Wissen nur Stückwerk ist, viel an altertümlicher Kenntnis, was Servius nur zum Teil herausholt, viel an Mythologie und Religionskunde von Diesseits und Jenseits, vieles aus italischer Vorgeschichte, Ethnologisches und Kulturelles. Mühsame Studien aller Art haben das Material herbeigeschafft, das es poetisch zu gestalten galt; und nirgends erscheint es in der Tat als studierte Beigabe, sondern als glückliche Särbung und

Vertiefung des Bildes, oft nur in anspielenden Beiwörtern, in treffendstem Ausdruck: *multae antiquitatis hominem sine ostentationis odio peritum* nennt ihn Gellius. Er hat die wüste und ungeordnete Masse von griechischer und italischer, sakraler und profaner, gelehrter und volkstümlicher Überlieferung nicht nur durchgearbeitet, sondern auch bezwungen und beherrscht sie so, daß er ein organisches Ganze aus diesem heterogenen Material schuf, an dem der Gebildete und der Ungebildete, die Staatsgröße und der Mann aus dem Volke sein Gefallen fand, nicht nur weil, wer vieles bringt, manchem etwas bringen wird, sondern weil alle alles zu verstehen glaubten und doch mancher etwas besonders Zusagendes für sich heraus schmeckte.

Dies alles war gekleidet in eine Sprache, die die Klage des wenig älteren Zeitgenossen Lucrez über die Armut des vaterländischen Idioms verstummen machte. Die schleppenden Sätze der Vorgänger waren umgesetzt in Klarheit und Präzision des Ausdruckes, in einen durchsichtigen Periodenbau mit bestem Ebenmaß der Glieder; in Wortwahl und Wortstellung, in Mannigfaltigkeit und Belebtheit des Ausdruckes zeigte sich eine Beherrschung der sprachlichen Mittel wie bei keinem vor ihm; er wurde so der Schöpfer eines epischen Stils, den er festgelegt hat für alle Zeiten, die Latein sprachen, der auch in glücklichster Verwendung der äußeren Sprachmittel den Inhalt nicht nur durch die Worte, sondern auch durch die Form und den Laut malte und zugleich dahinfließ und getragen wurde von einem Rhythmus voll Feinheit und Kraft, voll Pracht und Würde, voll Musik und Tonfülle. Das eine Metrum wurde zum Dolmetscher der verschiedensten Gefühle, und alle Stimmungen und Äußerungen des Menschenherzens wie der Natur erklingen in ihm wieder, Liebe und Haß, Klage und Jubel, Gebet und Fluchen, Kampfeslärm und Totentrauer, Meeresstille und Sturmesbrausen. So steht ein Gewaltiger im Gebiet der Sprache vor uns, der auch die Form zu zerbrechen sich unterstehen konnte, weil er als Meister sie neu zu gestalten imstande war.

Wenn man alles dieses erwägt, welchen Sprung Vergil über seine Vorgänger hinaus gemacht und was er aus sich hinzugetan hat, so versteht man schon das Loblied, das Rom seinem Dichter sang. Für seine Einwohner aber war noch anderes wirksam. Das Lied wurde zum Ausdruck für das Gefühl der Befreiung, das damals die italische Welt durchdrang. Sie hatte an sich verzweifelt, in den Bruderkämpfen der letzten Zeit die Hoffnung auf glückliche Zukunft aufgegeben, der Poet hatte in der Flucht zu den Inseln der Seligen die einzige Rettung gesehen: da kam Augustus, der der Welt

die Sicherheit und den Frieden zurückgab, und sein Dichter, wie er in seinem letzten Gedicht auf die Tröstungen der Natur verwiesen hatte, sang ein Preislied auf das Römertum, stellte wieder ein Ideal vor Augen; er führte die Mitwelt in eine Zeit, die auch durchtobt von Kämpfen, gedrückt von Leiden doch dem, der auf die Gottheit vertraute, die Sicherheit der Zukunft gab, einer glorreichen Zukunft, die sie alle als wirklich empfanden. Die Gegend, die sie täglich vor Augen hatten, ihre Heimat fanden die Bürger hier in poetischer Gestaltung verklärt durch Götter und Heroen, umtönt von Kriegsgeschrei und Waffenklang; sie sahen die Ahnen ihrer großen Adelsgeschlechter wieder aufleben und erkannten Italiens Geschichte mit all ihrem religiösen, sittlichen und poetischen Inhalt in einem romantischen Bilde, das für sie Wirklichkeit und Phantasie aufs glücklichste vereinte und den Gegensatz zwischen drangvoller Zeit und glanzvoller Gegenwart, zwischen Flüchtlingseiland und Friedensseggen um so lebhafter empfinden ließ.

Wenn diese letzten Gründe auf uns nicht die gleiche Wirkung ausüben können, als auf die alten und selbst auch noch die heutigen Bewohner der sieben Hügel, so bleibt doch auch nach ihrem Abzug Vergils Leistung so groß, daß nicht nur relativ betrachtet im Verhältnisse zu den Vorgängern, sondern auch absolut ihm der Rang eines Dichtersfürsten nicht scheint strittig gemacht werden zu können; und doch hat man ihn von dem Piedestal gestürzt, auf das ihn seine Zeit gestellt und Jahrhunderte, ja Jahrtausende belassen hatten. Was waren die Gründe zu dieser Erniedrigung?

Aus zwei Quellen vor allem fließen die Vorwürfe gegen den Dichter, die Gründe der Verdammung, aus seinem Verhältnis zu seinen Vorbildern, besonders zu Homer, und aus den eigenen Schwächen des Gedichtes.

Das erste hängt zusammen mit unserer besseren Kenntnis jener Vorbilder seit Ende des 18. Jahrhunderts. Jetzt erst hatte man recht erkannt, wie viel der Römer den Griechen verdankt; zugleich ist der Grad und die Weise der Abhängigkeit zu grell beleuchtet worden, daß der Nachfolger allerdings in den Schatten zurücktrat. In der That wäre ohne die Vaterschaft Homers die Aeneis nicht ins Leben getreten. Die Disposition des Ganzen bis in die Zahlenverhältnisse hinein, die Erzählung des Aeneas, der Kampf um die Frau, die Aetymia, alles hat dort seinen Ursprung, sein Gegenstück; direkt aus Homer stammen die Circe, die Szylla, der Zyklop; wie Homer hat Vergil Leichenspiele, Völkercataloge, Schildbeschreibung, entscheidende Zweikämpfe, nächtlichen Botengang und anderes Große und unzähliges Einzelne an Bildern, Vergleichen, Reden und Gedanken. Und neben Homer sprudeln andere

ebenfalls stark ausgeschöpfte Quellen. Aus Apollonius Rhodius stammen der Liebesroman der karthagischen Königin, der Faustkampf, die Harpyienzene; aus anderen Griechen anderes. Und wie hier so machte er auch und dann bis in die Form und den Ausdruck hinein Anleihen bei den alten römischen Dichtern, bei Naevius, Ennius, Lucrez und auch manchen kleineren, wo wir den Umfang der Entlehnung bei dem Verlust der Vorgänger nur zum geringen Teil nachweisen können. Diese Erkenntnis von der sachlichen wie formalen Abhängigkeit hat in unserer Zeit, die aus Haschen nach Originalität bis zu Unstimmigkeiten und Unsinnigkeiten sich hinreißen läßt, die stammelnde Laute und Gedankenstriche als inhaltreiche Poesie hinstellen kann, weil sie allerdings etwas Neues sind, des Dichters Ansehen stark hinuntergeschraubt. Je mehr man die Arbeit zu merken glaubte, mit der er die überall hergeholtten Bausteine säuberlich aneinandergesetzt haben soll, je mehr man das Werk als eine Mosaikarbeit zu betrachten sich gewöhnte, um so mehr mußte die Bewunderung vor seiner poetischen Fähigkeit, die doch auf originaler Begabung beruhen sollte, sich herabmindern. Auch sein Werk noch vielen zu sehr nach der Studierlampe. Ein Dichter von Gottes Gnaden war dieser Vergil nicht mehr.

Man hatte aber ferner sehr bald herausgefunden, daß der Nachbeter, wie es der Fall zu sein pflegt, das Vorbild nicht erreicht, ja in der Regel verschlechtert und verwässert habe. Jeder kennt aus Lessings Laokoon die Beweisführung, wie der Römer die Anschaulichkeit Homers verflucht hat, wie er aus dem Malen fortschreitender Handlungen ein ruhiges, gleichbleibendes Bild, aus dem lebendigen Gemälde einer Handlung die langweilige Malerei eines Körpers gemacht hat. Man hat die zugrunde liegende Verknüpfung Roms mit Ilion für äußerlich, für zu offiziell dekretiert empfunden, die Heldenchau des 6. Buches, die Zukunftsbilder auf dem Schild des Aeneas als aus dem Rahmen des Gedichtes fallend und deshalb als unfünstlerisch bezeichnet. Man glaubte im einzelnen vielfach Verkennungen des Originals und Verschlechterung entlehnter Motive konstatieren zu müssen.

Man hat weiter Schwächen gefunden, die nicht nur aus verfehlter Nachbildung sich erklären und etwas entschuldigen, sondern die ganz alleiniges Eigentum des Römers sind. In der That hat Vergils Schöpfung von dem Rechte jedes menschlichen Werkes, unvollkommen zu sein, unstreitig Gebrauch gemacht. Und unser zur höchsten Empfindlichkeit gesteigerter logischer Sinn empfindet Widersprüche, unerfüllte Versprechungen, Rätsel ohne Lösung, Verweise ohne Beziehung, Verwechslung der Personen viel stärker als frühere

Zeiten, die über augenblickliche Bedenken hinweglesen konnten und sich im Genuß des Ganzen nicht stören ließen.

Diese zwei Gründe, Mangel an Originalität und offenkundige Schwächen, sind es vor allem, die aus dem lauten, fast hemmungslosen Dithyrambus früherer Zeiten starke Mißachtung gemacht haben. Wer hat Recht, die Freunde oder die Gegner des Dichters? die früheren 18 oder das letzte 19. Jahrhundert? Es heißt doch: wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten. Und Augustus und Mäcenas, Darius, Horaz und Properz sind Bewunderer seines Talentes gewesen, doch keine urteilslosen Kenner. Und später all die Trompeter seines Ruhmes und seines Verdienstes, haben sie ein falsches Instrument gespielt? In der That ist gegen die Verunglimpfung und gerade auch auf deutschem Boden der Verteidiger aufgetreten, und es scheint, als ob auch dieser Kampf die segensreiche Folge haben wird, daß die Bewunderung in Zukunft nicht mehr blind sein wird, daß besseres Verständnis die Augen zwar nicht verschließt vor tatsächlichen Fehlern, aber diese auch nicht stärker bewertet, als sie inhaltlich und historisch verdienen, noch weniger aber die tiefen Schönheiten und Eigenheiten des angeblich unselbständigen Werkes verkennet und vergißt.

Die Mißachtung des Dichters erklärt sich zunächst aus einer falschen Fragestellung. Wir haben allmählich doch gelernt, jeden Autor nicht nach unserem höchst subjektiven Zeitgeschmack, sondern aus seinem Wollen und aus den Ideen seiner Zeit, also historisch zu betrachten, an ein Werk nicht, wenigstens zunächst nicht, mit der Frage heranzutreten: wie ist es? sondern: was hat der Autor sich als Ziel vorgesteckt und wie hat er dieses sein Ziel erreicht? Jeder frei schaffende Künstler hat doch das Recht, sich sein Thema selbst zu stellen, sich freiwillig Schranken zu ziehen. Den Architekten, der ein Bauernhaus gebaut, tadeln wir nicht, daß ihm keine herrschaftliche Villa erstanden ist, und malt Murillo Gassenbuben, so bedauern wir nicht, daß er diesmal keine Immaculata sich zum Vorwurf gewählt hat, und bei Böclins geigendem Einsiedler sehen wir auch nicht nach einem leiertragenden Apoll um. Auch in dem Bauernhaus, den schmutzigen Lazzaroni und dem Mönch kann sich der Meister zeigen. Also was hat sich Vergil mit der Äneis für eine Aufgabe gestellt? Er wollte der Homer der Römer sein, in ganz anderem Maße als wie Ennius einst die Seele Homers in sich aufgenommen zu haben erklärte. Daher die Nachahmung dessen, den er erreichen, ja bei seinen Landsleuten ersehen wollte. Daß diese Nachahmung nun so stark, für unser Gefühl zu stark geworden ist, das liegt teils an ihm, viel mehr aber an seinem Volke

und seiner ganzen literarischen Richtung. Ich kann hier nicht auf die Frage nach dem Begriff des Plagiats im Altertum eingehen, auf die starke Benutzung der Vorgänger und auch Zeitgenossen bei den Griechen, auf die noch größere geistige Untertänigkeit der Römer unter das politisch ohnmächtige Hellas und ihr Festhalten überlieferter, oft genug und ursprünglich fast immer ausländischer Motive, dem dann doch wieder ein nicht geringes Stück Originalität gegenübersteht, das die Nation sich erhalten hat und das erst recht der einzelne Autor, der große wenigstens, in sich fühlt. Das Schimpfen des Horaz auf das *imitatorum servum pecus* und seine entgegengesetzte Mahnung *exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna* bestehen beide zu Recht, wie auch die Biene, die aus vielen entwendeten Tropfen etwas Neues, den Honig, schafft (Hor. c. IV, 2, 27, Sen. ep. 84, 5) und die Krähe, die sich mit entwendeten Federn schmückt, ihm Gegenpole sind. Vergil hat dem bestehenden Arsenal der Poesie, das seine Vorgänger gefüllt hatten, vieles entnommen, aber er hat auch gesagt, man solle es ihm nachmachen, und man würde finden, daß man leichter der Hand des Herkules die Keule entreißen könne als dem Homer einen Vers; er hat sich nicht gescheut, Ennianische Quader seinem Bau einzuverleiben, Lucrezische Edelsteine als Verzierung anzuwenden. Aber den Vorwurf der Nachahmung hat er nicht auf sich bezogen, sondern wie Seneca und viele, ja alle seine Landsleute, gedacht: *Quicquid bene dictum est ab ullo, meum est*. Wer deshalb Anflage erhebt, vergißt eines der Grundprinzipien literarischer Kritik, daß man das Verdienst eines jeden zunächst nach seiner Stellung zu seiner Zeit und den Gesetzen dieser Zeit beurteilen soll. „Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig“, wer diese Worte auf Vergil zu beziehen geneigt ist, mag bedenken, daß sie Goethe von sich gesagt hat, der auch jenes Senecaische Wort adoptiert hat. Es ist auch übereilt, von dem Originalgenie Homers zu sprechen. Wissen wir denn, was er entlehnt hat und ist vielleicht sein Verdienst nicht nur das der Verknüpfung alter Balladenstoffe?

Für Vergil lag die Sache noch anders. Er wollte ein homerisches Epos dichten, aber es sollte doch mit römischem Inhalt erfüllt sein; er wollte einen nationalen Sang neben den alten jonischer Hofdichtung setzen; keine Übersetzung sollte es sein, sondern etwas Gleichartiges, wenn möglich Gleichwertiges. So behielt er wie den homerischen Vers so auch die homerische Welt im ganzen und großen und vielfach einzelnes, was auch in die

heimische Gedankenwelt paßte. Er stellte neben den ἀρχαῖος Ἀχιλλεύς und den πολύτλας Ὀδυσσεύς seinen pius Aeneas, der jene beiden in seiner Person und seinem Schicksal vereinte. Der römische und als solcher zweisprachige Leser sollte jeden Augenblick merken: hier ist Homer, aber er sollte auch sagen: hier ist Vergil. Denn Vergil ist nicht nur Nachfolger und Schüler des Homer, er ist zugleich sein Rivale; er beraubt den Tempel Homers, um das Kapitol zu schmücken, aber er hat das Gold Homers nicht blind gemacht, sondern hat es in seinem Glanze benutzt auch nicht nur als Zierrat, sondern um durch Umschmelzung ein neues Kunstwerk entstehen zu lassen. Beide stehen doch in verschiedenen Welten, Homer am Anfang einer Literatur, die noch mit großer Kunst doch große Schlichtheit verband; Volksdichtung hat man in seinen Werken zu erkennen geglaubt; Vergil steht in einer Sphäre entwickelter Kunstmittel und raffinierteren Fühlens. Homer ist epischer Dichter, Schilderer der Taten und Tatsachen, Erzähler, breit, behaglich, naiv; er hat Phantasie, aber erspart sie dem Leser; denn alles wird ihm klar gemacht. Der Dichter ist ehrlich und wahr, auch wenn seine Personen lügen. Anders Vergil. Natürlich braucht er Taten, um eine Handlung zu haben, und er nimmt sie, da Rom ihm keinen Mythos zu Gebote stellt und die eigene Phantasie hier versagt, von Vorgängern. Was er aber aus eigenem hinzutut, sind die Wirkungen der Tatsachen auf das Gefühl, nicht immer in Worten ausgedrückt vom Dichter, aber stets vom Leser gespürt, sind die Empfindungsschwingungen der Seele. Die Schilderung auch dieser alten Zeit enthält die ewigen Gefühle der menschlichen Natur und bringt damit ein modernes Element. Vergil ist Psychologe und trägt den Affekt herein. Cato hat einmal von den Griechen gesagt, daß ihnen das Wort von den Lippen käme, den Römern aus dem Herzen und Gedanken. Das stimmt etwas zu Homers naiver und Vergils sentimentaler Dichtung, wenn ich diese Ausdrücke gebrauchen soll. Die Taten sind Vergil nicht die Hauptsache, er ist gleichgültig gegen Zeit, Ort und Wahrscheinlichkeit. Ist er der Wirkung sicher, so verzichtet er auf die Einzelheit. Bei der Katastrophe des Laokoon könnte man aus den Worten mit scharfphilologischer Interpretation die Rettung des Vaters erschließen; doch jeder erkennt, fühlt ihn als Opfer der Schlangen, und der Dichter ist sich sicher, daß er das erzielt hat, und verzichtet auf die ausdrückliche Todesansage. Im ersten Buch rettet sich Aeneas aus der tobenden See mit einem Bruchteil der Flotte in eine stille Bucht Afrikas. Während die Mannen müde und verdrossen kaum das allernotwendigste erledigen, ersteigt der Führer voll Sorge die Klippe, nach den im Sturm verlorenen Gefährten auszusehen.

Nichts erscheint auf dem weiten Meeresrund; aber dafür erspäht sein Auge in der Nähe drei Hirsche mit ihren Rudeln. Mit dem schnell ergriffenen Bogen des Gefährten erlegt er sieben Tiere, ein Stück für jedes der Schiffe. Und durch die reiche Mahlzeit und den guten Wein, den er hervorholt, durch seine ermunternden Worte wird Mut und Hoffnung wieder bei den Trojanern rege, und nur der Führer denkt noch, es sorgsam verhehlend, bekümmert an Vergangenheit und Zukunft. Die Jagdszene würde, am Stammtisch erzählt, als schönstes Jägerlatein gebrandmarkt werden. 7 Stück aus, wie es scheint, drei getrennten Rudeln, die, wie der Dichter auch noch ausdrücklich sagt, weithin durch die Täler weiden, zu erlegen ist möglich einer Zeit, die mit Repetiergewehr und Revolverkanone operiert, ist unmögliches Kunststück eines Bogenschützen, als den wir Aeneas sonst auch gar nicht kennen. Die Hirsche, die sich so niedermehzeln lassen, müßten Schafe gewesen sein. Wie die überreiche Jagdbeute an den Strand zu den Genossen kommt, ist ebenfalls ein, sicher vom Dichter nicht gelöstes, Rätsel. Wir kennen das Vorbild. Odysseus, auf der Insel der Kirke gelandet, zieht aus auf Kundschaft. Auf der Rückkehr kreuzt ein Hirsch seinen Pfad. Genau wird beschrieben, wie und wo die eilig entsandte Lanze das Tier trifft, wie Odysseus die mit Weidenzweigen um die Schulter gehängte Jagdbeute mühsam zum Schiff zurückträgt und wie die Gefährten am unerwarteten Schmause sich gütlich tun. Alles ist anschaulich klar, alles möglich. Aber ein Gefühl wird kaum rege, während bei Vergil alles voll Anspannung des Herzens ist: Ermüdung und Mutlosigkeit, Mattigkeit der Mannschaft, umsichtige Sorge des Führers, Freude am Genuß, Erwachen der Lebensgeister, Erholung der mit dem Augenblick sich tröstenden Mannschaft, aber immer noch verhaltene Bekümmernis des Führers: alles Geschehen ist mit Psychologie getränkt. Oder die berühmte Schildbeschreibung. Ich lasse dabei zur Seite, was Lessing nicht ganz mit Recht hier bei der verschiedenen Herstellungsweise dem römischen Dichter vorhält. Achill hat mit dem gefallenem Patroklos seine Rüstung verloren und braucht eine neue, die ihm Hephäst auf Bitten der Mutter Thetis schafft; Aeneas ist noch im Dollbesitz seiner Waffen, und doch besorgt ihm die Mutter Venus eine weitere Bereicherung seiner Rüstkammer. Das ist schon seltsam, sicher unmotiviert; aber noch verwunderlicher ist, daß die Mutter ihren legitimen Gatten Vulkan mit starkem Liebeslocken, bittet, das Geschenk für den höchst illegitimen Sohn eigenhändig zu besorgen. Das wäre bei jedem anderen frivol und ist ein schwerer Schlagschatten, der auf die Schilderung fällt; aber eine andere Beleuchtung tritt ein, wenn wir

die Bilder der Schilde betrachten. Der Schild des Achill ist ein prächtiges Werk aus der Hand des feurgewaltigen Gottes; aber die mannigfaltigen Darstellungen, Szenen alltäglichen Lebens aus Stadt und Land, haben in sich keinen Bezug auf den Thetissohn. Dies Waffenstück kann jeder tragen, wie ihn denn später Odysseus als Beuteanteil erhielt. Der Schild des Aeneas kündigt diesem in lang fortlaufenden und in sich verbundenen Bildern die Geschichte seines Volkes. Als er ihn aufhebt, nimmt er auf seine Schultern das ruhmvolle Geschick der Enkel (*famam et fata nepotum*). Kein anderer darf das tun als Aeneas, der Vater der Römer, die sich nach ihm *Aeneadae* nannten. Kein inneres Band verband Achill mit seinem Schild, das stärkste Schicksals- und Blutband den Aeneas mit dem Geschenk der Mutter. So steckt überall psychisches Empfinden bei Vergil bis hinein in die alltäglichen Beschäftigungen des Essens, Trinkens, Schlafens. Sie haben alle einen Grund, eine psychische Veranlassung oder Wirkung außer der natürlichen Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. So kann er Seelengemälde von überraschender Feinheit zeichnen; er ist imstande einen Liebesroman zu schreiben, nicht nur Ausbrüche sinnlicher Leidenschaft, wie wir sie bei Homer finden, und in der Schilderung steckt zugleich sein Herz, anders wie bei dem Griechen, der über und außerhalb der Partei steht. Er ist mit seinen innersten Gefühlen bei seinen Helden, bei Aeneas mit seinen Mannen, bei Nisus und Euryalus, wo seine Anteilnahme in einer direkten Anrede an das Freundespaar zum Ausbruch kommt, bei Dido und bei Pallas. So leuchtet Vergil nicht nur die Sonne Homers, ihm strahlt auch ein eigener Stern.

Und dieser Stern ist zugleich der Stern seines Landes und seines Volkes. Anders wie das griechische Epos hat sein Werk eine tiefe nationale Grundlage. Es war poetisch und es war politisch. Man mag das nicht für einen Vorzug halten, aber auch Dantes göttliche Komödie ist durchtränkt von dem politischen Geschehen seiner Zeit. Daß jener Grundgedanke des *Romanam condere gentem* etwas Großes ist und großartig durchgeführt, ist nicht zu leugnen. Und Aeneas selbst ist ein Stück Römer, der nicht um einer Skavin willen das Schicksal seiner Freunde und Mannen aufs Spiel setzt, sondern der auf die Hand und den Thron einer Königin verzichtet und lieber ein Leben voll Mühen wählt, um seiner Bestimmung treu zu bleiben. Er opfert sich seinem Staate, auch wenn es erst ein Zukunftsstaat ist; er ist ein Diener, aber daher auch ein Schützling der Gottheit, wie es der Römer von sich glaubte, und kann sich so als Muster dem Sohn Askanius und damit der Nachwelt hinstellen. Der Hauch nationalen Geistes durchdringt und belebt vor

allem die vielen Einlagen. Seine Zeit konnte sie nicht als Fehler empfinden. Mag uns die Ahnenreihe im 6. Buch etwas lang erscheinen, für den Römer, der seine Sabier und den Kamillus kannte, wie wir den alten Srik, Zietzen und Blücher, war diese Heldenparade im elysäischen Feld etwas Lebendiges, etwas Erhebendes, und wir möchten glauben, daß nicht nur die Mutter beim Lesen der Verse über Marcellus, die eine ganz andere Wärme atmen, als das aus gleichem Anlaß verfaßte Grabgedicht des Properz, in Tränen ausbrach. Mit Stolz las hier jeder Römer den Vergleich seiner Nation mit der griechischen, wo jedem Volke seine Eigenart und seine Bestimmung mit unvergleichlicher Schärfe zuerkannt ist, dem einen als Träger der geistigen Kultur wie dem andern als Vertreter kraftvollen Staatslebens. Daher ist die Völkerzählung im 8. Buch besser als die Boiotia der Ilias, für die Römer eine Charakterisierung der alten Stämme, aus denen das italische Reich zusammenwuchs. Daher die viele Gelehrsamkeit in sakraler, historischer, kultureller Hinsicht, für uns nur durch den Verstand und da nicht immer faßbar und daher leicht etwas farblos, dem Römer aber aus seinen Staats-, Volks- und Familienfesten, aus den Riten und Prozessionen der Priesterschaften direkt verständlich. Die Wirkung der Poesie wurde so erhoben, das einzelne Bild verstärkt. Wenn einer, so hat Vergil für sein Volk und seine Zeit geschrieben; und wenn er für sein Werk Ewigkeit hoffte, war es die Ewigkeit in der Roma aeterna, deren Beinamen in jener Zeit sich gerade auch durch ihn bildete. Und so tut jeder Dichter, mag dann der wahrhaft große sich die Welt erobern, wie es ja auch Vergil beschieden war. Und in dieser Stellung ist Vergil Patriot, nicht der witzige Hofmann Lessings. Daß Augustus in einem leuchtenden Glorienschein erscheint, war damals, wie ähnliches in anderen Zeiten, unausbleiblich. Aber Vergil gab doch nur dem Gefühl Ausdruck, daß damals die gesamte Welt, so weit sie sich nicht auf undankbare und unfruchtbare Opposition versteifte, gegenüber dem *σωτήρ* und *εὐεργέτης*, dem pater patriae und totius orbis terrarum praeses durchdrang. Auch an der Schildbeschreibung konnte sich ein Geschlecht erfreuen, das in der dort dargestellten Schlacht bei Aktium Erlösung aus langen Wirren sah, dem der Sieg Oktavians die Gewißheit gab, daß Rom die Hauptstadt der Welt bleiben und nicht weichen würde der drohenden Nebenbuhlerin am Nil, das mit Jubel fühlte, wie wüste Barbaren und wilde Dämonen endgültig den Lichtgottheiten Italiens unterlegen waren, Latrator Anubis der Venus und Apollo. Und wenn man sagt, daß Vergil seine Feder in den Dienst des Kaisers gestellt hat, so ist es richtig; aber es ist richtiger, daß er sie

einer notwendigen Umgestaltung des Staates geweiht hat, die, wie sie nur vom Kaiser inaugurirt und geleitet werden konnte, doch auch die warme Zustimmung und Unterstützung aller derer finden konnte, denen es um Roms Wiedergeburt Ernst war. Ist denn jeder ein Höfling, der mit seinen Mitteln einem Herrscher hilft in der Gesundung des Staates? Auch Goethe hat sich einen Fürstendiener und Fürstensknecht schelten hören. Wenn Vergil ein Anhänger der Dynastie war, so stand er damit doch zugleich im Dienste der Religion und der Gerechtigkeit, und er ging mit einer philosophischen Strömung, die damals weite Kreise des Volkes und nicht zu seinem Schaden durchdrang. Er gab einem sittlich religiösen Ideal die dichterische Verklärung. *Disce iustitiam moniti et non temnere divos* muß in der Unterwelt der Frevler als Zeuge göttlichen Zorns mahnen. So steckt in dem Dichter ein Prediger und ein Prophet. Er ist Homeride, aber wenn Goethe sagt, Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist groß, so ist Vergil nicht der letzte, sondern der erste: *secundus est Virgilius, propior tamen primo quam tertio* (Quint. X 1, 86). Sein Werk, genährt an den alten Epen, ist doch ein eigenartiges aus anderer Zeit hervorgewachsenes, mit andern Mitteln ausgeführtes Gebilde, „das eigenste Produkt großen epischen Stils, das nach der Blüte des alten Epos entstanden war“ (Leo). Ohne Homer wäre Vergils Werk nicht entstanden, gewiß nicht, aber ohne Homer auch nicht Hermann und Dorothea, wie ohne Euripides nicht unsere Iphigenie von Tauris und ohne Sophokles nicht die Braut von Messina.

Ganz kurz will ich den zweiten Anlagepunkt abmachen. Vergil hat viele Schwächen, Härten, Widersprüche. Das kann nicht geleugnet werden. Aber zunächst hat hier der Dichter eine große Entschuldigung für sich. Sein Werk ist unvollendet und entbehrt der endgültigen Durcharbeitung und Feile. Er selbst war von der Unreife des Ganzen so überzeugt, daß er in der Todesstunde den dringenden Auftrag gab, es zu vernichten. Wir lesen von seiner Absicht, noch drei Jahre der Ausfeilung widmen zu wollen, und wir sehen die Unvollendung an den zahlreichen Halbversen, die einstweilen als Stützpfeiler hingesezt vielleicht den Gedanken, aber noch nicht das Metrum bis zu Ende durchgeführt haben. Ja wir glauben zu entdecken, daß der Dichter mitten in einer Umarbeitung steckte, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. So ist es ein wenn auch der Vollendung sich näherndes Konzept, das wir haben, und daß da noch Lücken sich finden, Sagen klaffen, Derweisungen nicht oder falsch erfüllt werden, ist so wenig wunderbar, daß eher das Gegenteil es wäre. *Emendaturus si licuisset eram*, sagt Ovid von

seinen doch viel weiter fortgeschrittenen Metamorphosen, das kann man auch Vergil zugestehen. Freilich vieles, was seine Tadler ihm vorhalten, hätte er auch nicht „verbessert“. In einer großen Reihe von Fällen haben auch die modernen Scharfseher zu scharfe Brillen auf gehabt, haben die vermeintlichen Ärzte zu peinlich seziert. Philologie und Poesie vertragen sich eben nicht immer. Dem Dichter ist manches gestattet, was der nüchterne Verstand moniert, und aus dem Bereich der Unlogik holt nicht selten die Poesie ihre größten Reize. Muß nicht der Botaniker wie der Goldschmied die Nase rümpfen über das koloristische Paradoxon „Grün ist des Lebens goldner Baum“? oder gibt es etwas Naturwidrigeres als den Tannenbaum mit seinen grünen Blättern, der kein Tannenbaum ist und keine Blätter trägt? Anachronismen lassen den Dichter wie den Maler unbekümmert, wenn er sie braucht, und der Fehler des Verstandes kann ein Vorzug der Poesie sein. Der Dichter schreibt aus augenblicklichem Impuls heraus, um augenblicklicher Wirkung willen, und ob er mit anderen Stellen seines Werkes in Konflikt kommt, weiß er im Augenblick nicht oder er beachtet es auch nicht. Darüber hat Goethe oft mit Eckermann geredet, der Phantasie ihre eigenen Gesetze zuerkannt und stellenweise poetische Produktion und Verstand für inkommensurabel erklärt. So ermangelt kaum ein poetisches Werk grober Verstandesfehler, die größten am wenigsten. Wer Vergil tadelt, kann Homer nicht loben, von dem nicht nur das Horazische *bonus dormitat Homerus*, sondern viel stärkeres gilt, beruht doch unsere sog. homerische Frage vorzugsweise auf den Widersprüchen, Schwächen, Flecken der Gedichte, die doch mindestens dem Altertum als aus einem Guß geschaffen schienen. So verfehlt sich Schiller vielfach im Don Carlos; so hat Goethe trotz der 60 Jahre oder vielleicht wegen der 60 Jahre, die er am Faust saß, es nicht vermocht, ja schließlich gar nicht mehr gewollt, ein organisches Ganze zu schaffen, ebensowenig wie Wilhelm Meisters Wanderjahre innerlich zu den Lehrjahren passen oder auch nur in sich einheitlich sind.

Man hat auch daraus Vergil einen Vorwurf gemacht, er zeige zu viel Reflexion, zu viel Mache in der Darstellung; die Form sei nicht zu sehr kunstreich als künstlich, sie sei rhetorisch. Gewiß ist Vergil durch die Schule der Rhetorik gegangen, er ist in ihr gebildet, aber nicht verbildet wie schon Ovid und dann so viele. Daß ein hochgebildetes Zeitalter aber auf den Effekt gearbeitete Mittel verlangt und ein hochgesteigertes Raffinement der Ausdrucksmittel wenigstens stellenweise bevorzugt, ist eine Erscheinung nicht nur der Antike, und nicht zu verwundern ist, daß der Dichter, der aus dieser

Zeit heraus und für diese Zeit schreibt, sprachliche und rhetorische Kunstmittel benutzt. Ich glaube auch nicht, daß heute einer ein Lied beginnen würde: „Ich saß auf einem Steine, da deckt' ich Bein mit Beine, darauf der Ellenbogen stand“, auch wenn wir den Dichter dieser Verse zur Zeit verherrlichen. Man versuche einmal zehn Verse Vergils zu übersetzen, und man wird staunen, welche Kraft des Ausdruckes und des Gefühls in der angeblich rhetorischen und ausgeflügelten Form steckt.

So kann auch Deutschland den Sänger von Mantua feiern, und wenn es es nicht tut durch Wallfahrten zur Geburtsstätte oder zum Grabe des Sängers wie die Engländer vorhaben, wenn es nicht Radio und Kino und Briefmarken in den Dienst seiner Verehrung stellt, wie die Amerikaner, wenn es sich weigert, damit eine Huldigung an die lateinische Kulturgemeinschaft abzustatten, die das so gern politische Frankreich daraus zu machen beliebt, es weiß doch, daß auch Vergil zu den Elementen gehört, die aus der deutschen Kultur nicht wegzudenken sind, ohne daß man Unklarheit schafft und Ungerechtigkeit. Es kann Achtung haben vor einem Geiste, der unablässig gefeilt, geändert, zugesetzt und weggestrichen hat, um vor seinem künstlerischen Gewissen zu bestehen, der das Beste für seines Volkes Wohl hat schaffen wollen und der in der Tat ein großes Werk und nicht nur für sein Volk gezeitigt hat. Ob die *Aeneis* für unsere Schulen als Lektüre geeignet ist, ist eine Frage, die ich nicht unbedingt bejahe. Schon Quintilian sagt, und das für Römer, daß zum Verständnis der Schönheiten ein reiferes Urteil gehöre; das schade nicht, denn man lese diese Werke nicht bloß einmal. Das gilt nicht für die Schule. Um ihn zu erfassen und auszuschöpfen, ist mehr als Sekundanerkennen und Sekundanerzeit nötig. Mühe und Arbeit, mehr als wir auf der Schule heutzutage aufzuwenden uns gewöhnt oder entwöhnt haben, erschließen erst den Wert dieses Dichters. Dann treten die Mängel zurück und offenbaren sich die Vorzüge; über die Frage der Unsterblichkeit aber entscheiden Vorzüge, nicht Mängel.
